

VERONA

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Standbild der Königin Luise, nach dem Entwurf von Ente. — Lionel, Artift. Nach dem Dänischen des Carit Etlar. (Schluß). — Ein Baumwollenball. Skizze von Dehn. — Fräulein Baronesse. Novelle von Ida von Düringsfeld. Epilog. (Schluß). — „Blindfuh“. Originalzeichnung von W. Schühe. — Die Mode. Von Veronika von G. — Plaudereien. — Wirthschaftsplaudereien (mit Abbildung). — Räthfel. — Auflösungen der Räthfel Seite 230. — Correspondenz. — Inserate.

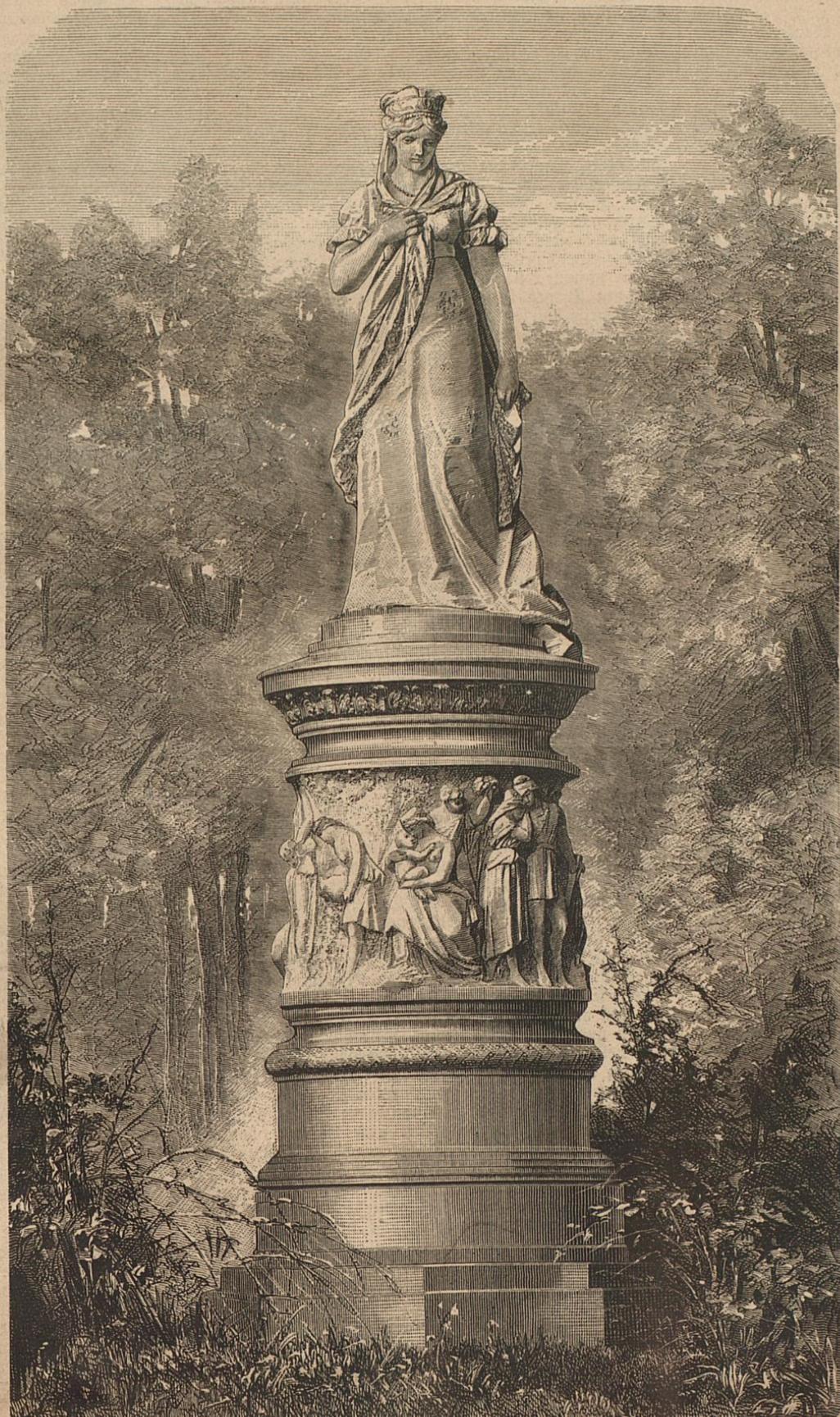
Königin Luise,

Standbild von Ente.

Ein klares Himmelsblau, ein sanftes Mondlicht, eine duftende Blume und eine anmuthige Weiblichkeit verlieren nie an dem Reize der Neuheit, wie oft wir uns daran erfreuen. So ist auch das Bild der Königin Luise mit unsterblichen Reizen geschmückt; ihre ideale Gestalt die verkörperte Idee der Frauenwürde, und der Künstler, der sie darzustellen befähigt war, durfte stets des Erfolges sicher sein. Die Bilder und Statuen der Königin, so verschieden in der Auffassung und Behandlung, haben dennoch dasselbe Gepräge: das der Hoheit und Lieblichkeit in harmonischer Verschmelzung. Am bewältigendsten ist dieser Ausdruck vielleicht bei der im Sarkophag ruhenden, scheinbar nur schlummernden Gestalt; in milder Verklärung erscheint sie auf ihrem Sterbelager, umgeben von den Thyrigen; in der Blüthe jugendlicher Mädchenschönheit schaut sie, auf dem Bilde im königlichen Schloß, von dem Duft der Poesie umweht, gleichsam ahnungslos in das Leben. Die Majestät der Frau tritt uns im Hermelin und Diadem auf dem bekannten Bilde von Kannegießer entgegen. Die Büsten von Schadow und Rauch geben der jungen Mutter die Verwandtschaft mit der Madonna, wogegen das junge Mädchen mit den vollen, langherabwallenden, nur von einem Band zusammengehaltenen Lockenhaar und in der damals herrschenden Tracht — ein von Madame Lebrun gemaltes Bild — an die den drei Schwestern auf dem Thron von Jean Paul gewidmete Apotheose gemahnt; hier ist holde, unberrührte Anmuth und unschuldsvolle Kindlichkeit.

Man ersieht aus diesen Darstellungen in den verschiedenen Lebensstadien der Königin, wie sich ihr Ausdruck zu einem gewissermaßen typischen von Anmuth und Hoheit für die Nachwelt herausbildete. Die vollendet schöne Frau wäre im hohen Alter sicherlich auch das Ideal einer Matrone gewesen, wie Prinzess Luise das eines natürlich frohen Kindes war.

Das Standbild von Ente, welches dazu bestimmt ist, ein Gegenüber zu der im Thiergarten errichteten Statue von Friedrich Wilhelm III., „des besten aller Männer“, wie die Königin ihren Gemahl nannte, zu sein, stellt sie nicht „als



Denkmal der Königin Luise. Von Ente.

den Engel mit dem Flammenschwert, der begeistert den Schaaren York's und Blücher's voranschritt“, dar, vielmehr als die deutsche Frau, wie sie die Dichter preisen, welche, wie sie selbst sagte, „über Krieg und Frieden nicht mitzusprechen hat“, und nach einem andern ihrer Aussprüche „nicht zu den berühmten Frauen zählen würde, wol aber zu denen, die stark im Aussharren und Dulden waren, die immer Freunde haben, weil sie diese verdienen, und deren Welt die Welt der Kinder ist“.

Es kann als ein besonderes Verdienst des Künstlers gelten, daß das von ihm geschaffene Standbild an keines der früheren Bildwerke von der Königin in der Auffassung erinnert, und doch die herrliche Frau in neuer Gestaltung als die „holdselige“ wiedergibt. Das Gewand mit den kurzen gezogenen Manschettenärmeln, einem von ihr getragenen Kleide treu nachgebildet, der von dem etwas geneigten Haupte lang herabhängende und zu beiden Seiten aufgenommene Schleier, die Gestalt grazios drapierend, geben dem Bilde einen bescheidenen und sanft-feierlichen Ausdruck. Wenn „die schöne Königsrose“ nun auch, wie schon Herzog Ferdinand von Braunschweig beim Empfang eines als wohlgetroffen gerühmten Portraits bemerkte, niemals ganz ähnlich gemalt werden könne, „weil kein Künstler ihren herzwinnenden Blick voll Geist und Güte darzustellen vermöchte, wie er ist“, so bleibt sie doch das lohnendste und dankbarste Motiv für den Künstler, weil er in ihrer Gestalt eine Idee verkörpert, nicht bloß eine Ähnlichkeit schafft. Diese Idee ist durch den Kranz der Relieffiguren am Postamente, die das edle weibliche Leben in verschiedenen Gruppen darstellen, noch verstärkt.

Das Standbild der Königin Luise im schattigen Grün des Parks dürfte nicht nur ein Wallfahrtsziel dem sinnigen Wanderer, ein Andachtsbild der von Sympathien für die erhabene Dulderin erfüllten Frauenseele sein, auch dem Hanse, in welchem echte deutsche Sitte, der Geist der Liebe und der Mütterlichkeit walten, wo man der Kunst huldigt und der Sinn für das Schöne seine Pflegestätte hat, zu besonderem Schmud gereichen, da es in verschiedenen Größen zur Ausführung und Vielfältigung kommt.

Lionel, Artist.

Nach dem Dänischen des Carit Ellar.

(Schluß.)

Das Wetter war schön, der Himmel dunkelblau und wolkenlos, so recht ein Tag für Ausflüge. Vier aufgezäumte Pferde warteten schon vor dem Hôtel von Fürst Rumanoff. Endlich kam einer der Diener mit einer rothen Sammetdecke, die er über einen der Damensättel breitete; gleich darauf erschien der Fürst in Begleitung seiner Tochter und einer anderen jungen Dame. Ein Diener folgte ihnen. Ein alter Führer schritt voran. So verließen sie die Stadt und begaben sich hinauf zu den Kaskaden.

Die Fürstin trug eine lila Robe mit vielen Knöpfen — ein Aug, dessen Stoff und Schnitt des Ebenmaß ihrer jugendlichen Gestalt vorthellhaft hervorhob. Sie sah an diesem Morgen sehr bleich aus; tiefer Ernst und träumerische Melancholie ruhten in ihren großen Augen. Sie war sichtlich nur von einem Gedanken, gegen dessen bewältigende Macht ihre puritanische Natur ankämpfte, ganz erfüllt. Etwas Fremdartiges, wovon sie sich wieder zu befreien wünschte, hatte sich in ihren Ideenkreis gedrängt. War es das keimende Samenkorn eines bis dahin ungeahnten Gefühls, das, wie alles Neue, mit Angst und Unsicherheit auftritt, war es die Freude, sich selbst entdeckt, oder die Furcht, sich verloren zu haben, oder war es die Morgenämmerung einer jener seltenen Augenblicke unseres Daseins, die uns alles Erschaffene mit nie zuvor gekannter Innigkeit umfassen, alles anlächeln läßt, während sich Dankgebete, mit Jubelhymnen vermischt, über unsere Lippen drängen? Die junge stolze Patrizierin konnte mit sich darüber nicht ins Klare kommen.

Die Begleiterin der Fürstin war die einzige Tochter eines reichen Bojaren, klein, dunkelhaarig, mit tiefgebräuntem Teint und mandelförmig geschnittenen schwarzen Augen, deren kühlere, herausfordernde Blicke sich selten bescheiden senkten; lebhaft lächelnd und beständig in Bewegung hatte sie etwas von der Natur eines Baumkönigs: jenes Ausgelassene, Neckische und Capriciöse, womit der kleine Vogel von Ast zu Ast hüpfet und sich nicht fangen lassen will. Sie kannte Wanka seit ihrer Kindheit, war mit ihr in derselben Pensionatsanstalt zu Fontainebleau und machte nun die Badereise in ihrer Gesellschaft. Noch nicht acht Tage in Louchon, war sie bereits über alle dortigen Verhältnisse orientirt; Niemand und nichts entging ihrer Aufmerksamkeit. Das belebende Element der Familie Rumanoff und der vollkommene Gegensatz zu Wanka, war sie die Einzige, welche den Fürsten redselig machte.

„Also, meine Theuerste,“ sagte sie, „als sie die Mauern der Stadt verlassen, er ist es, von dem wir beständig träumen, er, der die sanften Taubenaugen verschleiert und heute Wolken in unsern hellen Sonnenschein bringt? Wie lange soll das noch währen?“

„Wen meinst Du?“

„Jhn, den Unverschämten, der Dich neulich veranlaßte, nach einem gewissen Hôtel hinüber zu sehen! Als ob er nicht ahnte, daß wir in seiner Nähe seien; kurz der Mensch von gestern Abend.“

„Aber, Afra, wo denkst Du hin, ich kenne ihn ja gar nicht, weiß nicht, wer er ist, und beschäftige mich also auch nicht mit ihm.“

„Ach, das ist ja Unfinn! Ich habe es Dir längst gesagt, Wanka, daß Dein aristokratischer Hochmuth, wenn Du so fortfährst Dich zu geberden, mit kalter Hand das Glück Deiner Zukunft zerstören wird. Ein Mann ist ein Mann, Liebchen! Vermag er uns nicht zu erreichen, so müssen wir ihm die Gnade erzeigen, zu ihm hinabzusteigen, das heißt, wenn er die rechte Männerart besitzt, ich meine, indem er nur dafür lebt und atmet, uns zu huldigen und zu vergöttern — versteht er sich nicht darauf, in jedem Blick, in jeder Miene, in jeder Handlung dieser Verehrung Ausdruck zu geben, dann sage ich wie Du: ich weiß nicht, wer er ist, folglich beschäftige ich mich auch nicht mit ihm!“

„Ist es indiscret, wenn es ein Dritter wagt, sich in die Unterhaltung zu mischen,“ fragte der Fürst, der an Afra's Seite ritt.“

„Durchaus nicht,“ erwiderte sie, „aber das Gespräch dürfte Sie wenig interessieren, Monseigneur. Wanka behauptet, daß mein staubfarbenes Reitkleid mir nicht stehe, daß das Jaquet zu fest anschließe; sie liebt das Zwanglose in der Form, ich das Prononcirt. Wer von uns hat Recht?“

„Ich muß beklagen, daß ich vollkommen Ihre Ansicht theile,“ sagte der Fürst lächelnd.

„Darüber hat Papa fast immer Ursache sich zu beklagen.“

„Das ist köstlich,“ rief Afra, „aber weshalb beklagen Sie sich denn gerade darüber?“

„Weil ich sonst das Vergnügen haben würde, mich von Ihnen befehlen zu lassen. Ich finde nun gerade, daß das staubfarbene Kleid Ihnen zum Entzücken steht.“

„Hast Du es vernommen, Wanka? Und es ist um so mehr dem Urtheil des Fürsten zu trauen, als er in allen Dingen stets einen ausgezeichneten Geschmack bewiesen hat.“

Der Weg begann sich zu verengen, und der Fürst blieb etwas zurück. Afra fuhr fort: „Er ist groß und kräftig, das gefällt mir, kleine Herren sind mir zuwider, sie kommen mir immer vor, als seien sie noch nicht ausgewachsen. Er sah auch recht gut aus, besonders in dem Augenblicke, als er sang und Dich mit seinen Blicken, während seine Stimme vor Leidenschaft zitterte, förmlich zu verschlingen drohte. Mit solcher Glut in Blick und Ton gefallen mir die Männer! Deine ruhige elegante Gestalt ist gewiß in dieser Nacht sein befeligendes Traumbild gewesen, das magst Du glauben.“

„Aber so schweige doch, Afra, schweige, ich mag Dich nicht so sprechen hören,“ sagte die Fürstin eröthend.

Afra lehnte sich gemächlich in ihrem Sattel zurück, lächelte mit jenem übermüthigen und sorglosen Ausdruck, der nur den Glücklichen eigen, und fuhr fort:

„Es ist einmal Dein Loos in dieser Welt, Du reizende Fürstin, zu verwunden, das meine dagegen zu heilen. Gott mag wissen, wem von uns das beste Theil zugefallen ist. Das Amüsanteste bleibt doch das, was uns beständig in Spannung erhält: die Herren der Schöpfung zu peinigen und zu martern, sie unter Qualen jammern und seufzen zu sehen, ihnen einen hoffnungsverheißenden Blick zu gönnen und im nächsten Augenblick diese Hoffnung schon wieder zu vernichten. In Besangon traf ich einen gelehrten Doctor, der erzählte

von einem Manne, Namens Darwin, dessen Stammvater einer jener großen Affen, die Menschenfresser gewesen sein sollen — dieser Darwin ist gewiß sonst ein sehr vernünftiger Mann, er behauptet nämlich, daß die Natur nur die Herren hervorgebracht hat, um eine Art großer Puppen für die Damen zu sein, uns zu feiern, nach uns zu schmachten, uns zu vergöttern und in unbefriedigtem Verlangen nach uns zu verzehren. Das soll feststehen, Wanka. Ein wenig Theilnahme mußst Du ihm doch schenken, nur nicht gar zu viel. Ungewißheit reizt, Sicherheit stumpft ab. Es ist so interessant, sie, die gern gebieten möchten, kämpfen und leiden zu sehen. Man bedarf wirklich in diesen heißen Sommertagen einiger Zerstreuung.“

„Höre nun auf mit Deinem Nonseuse, wenn Du mich nicht böse machen willst. Deine ruchlosen Worte lassen mich für Deine Zukunft zittern.“

„Ich habe ja gar keine Zukunft, Liebchen. Die Aerzte meinen, daß mein Herz zu groß sei, und daß ich nicht lange leben werde. Das ist mir gerade recht. Lieber in Jugendschönheit und Pracht wie eine Rose verschwinden, als verblichen, entblättern und als Hagebutte übersehen werden. Das wäre mein Wunsch. Ich vermag Zuneigung zu empfinden, keine Leidenschaft. Vermählen werde ich mich niemals, denn ein Ehestand, der uns Abscheu einflößt, ist unfruchtbar. Das Leben der Liebe ist das der Leidenschaft, sagt man, und die Natur der Ehe sei geeignet, sie zu vernichten. Mein Leben soll einem animirten Ballen gleichen, auf welchem Licht, Blumen, Musik und ein irritirender Duft von Anbetung und Ertrase herrschen. Kälte und Gleichgültigkeit bringen mich um. Ich bin ein Salamander und kann im Feuer leben.“

Ein paar Schritte zurück wurde ein minder leichtfertiges, vielmehr ein tief profaisches Gespräch geführt. Der Fürst saß, von Tabakswolken umhüllt, auf seinem Pferde und unterhielt sich mit seinem Diener über die weiße Stute der Fürstin. „Sie ist doch noch beständig fessellahm,“ sagte er.

„Ja, Durchlaucht!“ antwortete der Diener und berührte seine viereckige Mütze.

„Es muß eine Binde um das Bein gelegt werden, die Fessel ist heute nicht ordentlich geschnitten. Sorge dafür, daß es morgen geschieht. Du weißt, ich dulde keine Nachlässigkeit.“

„Sehr wohl, Durchlaucht!“

„Wie viel Hafer ist noch da! Es soll etwas Rainfarn zwischen das Futter gemengt werden. Vergiß es nicht und reite jetzt zurück.“

„Zu Befehl, Durchlaucht!“

Die Gegend, durch welche der Weg zu den Kaskaden hinauf führte, hatte viele malerische Reize. Eine Strecke lang verfolgten die Reiter die breite, gebahnte Poststraße, dann bogen sie in die Berge hinein, wo die Pfade enger und steiler wurden und zwischen Steingeröll und Klippen führten, hierauf ging es wieder durch enge, von Baumzweigen überwölbte Klüfte. Die Insekten summten, die Farnkräuter dufteten, die Sonne brannte, jedoch wurde die glühende Hitze durch den von den Bergen herüberwehenden frischen Oden gedämpft. Stellenweise bot sich eine Fernsicht in die Pyrenäen. Drumten im Thale erblickte man Soldaten der französischen Vorpollente, die den spanischen Insurgenten auflauerten, um deren Vordringen über die Grenze zu verhindern. Einige hatten ein Feuer angezündet und kochten Kaffee, andere hatten ihre Gewehre zu Pyramiden ineinander gestellt und waren damit beschäftigt, ihr Linnenzeug zu waschen und es zum Trocknen im Graje auszubreiten, wobei sie wie ausgelassen herum sprangen.

Beständig ging es aufwärts. Die Pferde pufeten und fauchten, aber sie traten nie fehl und wußten immer die nächsten Wege zu finden. Die Gipfel der Berge glühten, im Hintergrunde wurden die Umrisse lustiger und ausgedehnter, dann hüllte sie ein dichter Morgennebel ein, in dem sie wie in äußerster Ferne verschwammen. Das waren berechtigte Bilder der Poesie, die ohne Rhythmen dennoch zur Seele drangen.

Ungefähr zwei Meilen von Louchon geht der Pfad über ein waldbewachsenes hohes Kalksteingebirge, das an drei Seiten von zackigen, steilen Klippen umschlossen ist; die vierte Seite dagegen gewährt einen Einblick in ein weites, mit kleinen hölzernen Häusern, üppigen Kornfeldern, hellgrünen Wäldern und weißen Kirchthürmen sich lang dahin dehndes Thal — einer der reizendsten und farbenreichsten Orte in den Pyrenäen. Am Fuße des Berges hat ein gewaltiger Wasserstrom, der in vielen kleinen, silberweißen Andern droben von den Schneefeldern kommt, sich einen Weg gebahnt und stürzt nun unter mächtigem Tosen und Rauschen, das jeden andern Laut in seiner Nähe verschwinden läßt, über die darunter liegenden Felsen, zertrümmerte Baumstämme, Zweige und Gebüsch mit sich in den wilden brausenden Wirbel fortreisend. Den äußersten Punkt, hoch oben auf dem Berge, umgibt ein Geländer zum Schutze derjenigen, welche, um die Aussicht zu genießen, hierher kommen. Es ist aber eine äußerst schwache Schutzwehr, die außerdem von Jahr zu Jahr ein wenig tiefer hineingerückt werden muß, da der Schnee im Winter die spröden Felsstücke von der Klippe löst und sie in die Tiefe führt.

Ein alter Invalide im Soldatenrock, die Brust mit Medaillen und Bändern geschmückt, hatte sich in diesem Sommer eine kleine Mooshütte an der Klippenwand hier oben gebaut, um den vorüberziehenden Fremden seine Drehorgelstücke vorzuleiern. An diesem Morgen leisteten Amon und Ditta ihm Gesellschaft. Ditta sang und tanzte zu den falschen Tönen einer Harmonika, Amon tractirte seine Gitarre, dazwischen klang die Drehorgel des Soldaten und das Brausen des Wasserfalls — es war unmöglich, sich schneidendere Mißlaute vorzustellen.

Fürst Rumanoff und seine Damen stiegen von den Pferden. Der Tag war klar. Die Aussicht ins Thal mußte entzückend sein.

„Die Herrschaften sollten sich heute nicht zu weit auf die Spitze hinauswagen,“ rief ihnen der alte Invalide zu.

Der Fürst, der sich eben unter dem Einfluß von Afra's leidenschaftlichen Blicken befand und mit dieser lachte und scherzte, schien jene Warnungsworte überhört zu haben. Amon nahm seine Mütze ab und lief der Gesellschaft nach.

„Excellenz sollten sich nicht zu weit auf die Spitze hinauswagen,“ wiederholte er; „gestern bei dem starken Regen hat sie einen breiten Riß bekommen.“ Der Fürst verstand vielleicht nicht, was der Knabe sagte; er zögerte erst vorzuschreiten, als Afra stehen blieb und sich auf seinen Arm lehnte,

während sie mit ihrer weißen Reitgerte den Gegenstand im Thal bezeichnete, der ihre Aufmerksamkeit erregte. Amon fuhr fort, sich zu verbeugen und seine Warnung zu wiederholen. Eine andere Gesellschaft hatte so eben den Ort verlassen. Wanka wandte sich zu dem Knaben, erkannte ihn von gestern her, wollte ihn anreden, aber bedachte sich, zuckte die Achseln und ging bis zu der äußersten Spitze vor. Hier setzte sie ihren Fuß auf die Umzäunung, lehnte sich darüber hinaus und blickte in den Abgrund.

In demselben Augenblicke ereignete sich etwas Schreckliches, Grausenregendes. Man vernahm ein betäubendes Getrach, gleich einer Kanonenkugel, hierauf ein herzerreißendes Angstgeschrei. Das äußerste Stück der Felsen Spitze hatte sich losgelöst und war in die Tiefe gestürzt, Alles ringsum in eine weißliche Staubwolke hüllend. Ein wiederholtes Getrach ließ sich gleich darauf hören. Als die Wolke zerfiel, war Wanka verschwunden. Das Alles geschah in einem kürzeren Zeitraum als einer Minute, in der nächsten füllte sich der Rand des Abgrunds mit den Zeugen dieses Unglücks. Sie suchten und spähten, aber sie sahen nichts als die Spalten der scharfzackigen Klippenwand, an der Bruchstücke von Kalksteingerölle niederprasselten. Das Wasser brauste und toste wie zuvor und breitete einen durchsichtigen Schleier, der in allen Regenbogenfarben spielte, über den Abgrund.

Unmöglich würde es sein, die Ausbrüche der Verzweiflung zu schildern, die hier stattfanden. Der unglückliche Vater, der sich noch eben von einem Glücke angelacht sah, das ihm in allen Wechselfällen des Lebens treu geblieben war, gebetete sich wie ein Wahnsinniger; zertraute sein Haar, betete, weinte, stieß zusammenhangslose Worte hervor, krümmte sich auf dem Boden wie ein getretener Wurm, kroch auf Händen und Füßen weiter und weiter an den Rand des Abgrundes und spähte in die Tiefe, wo Alles sich wie im Kreise vor ihm zu drehen schien. Afra war bewusstlos zu Boden gesunken, die Uebrigen starnten einander athemlos und stumm in die Augen und schienen eine Antwort zu verlangen, die zu vernehmen sie sich doch fürchteten.

Einen Gegensatz hierzu bildete die friedliche, heitere Natur. Die Pflanzen und Sträucher athmeten einen balsamischen Duft und eine wunderbare Frische aus, die Drossel sang im Birkenhain, glänzende Thautropfen zitterten wie funkelnde Diamanten an den Grasshalmen, wenn ein Sonnenstrahl durch das Laubgehänge brach und sein Licht über das feuchte Moos ergoß. Die Pferde schüttelten ihre Sättel, nahten im Graje und wandten ab und zu die Köpfe nach dem Führer, als ob sie fragen wollten, wann man aufzubrechen gedente.

Mitten in diesem Moment stummer Spannung wurde plötzlich ein klarer volltönender Gesang vernommen. Gleich darauf erschien ein Reiter, von einem Diener und einem großen Hunde gefolgt, in der Biegung des aufwärts führenden Weges. Er sah so kühn und sorglos zu Pferde, als ob ihm die Welt gehöre, und schien mit Lust auf den Wiederhall seines Gesanges von jenseits der Klippen zu lauschen.

Der Reiter war Lionel.

Als Amon ihn gewahrte, stieß er einen Freudenschrei aus, lief ihm entgegen und erzählte ihm, was sich zugetragen hatte. Der Knabe schien Hilfe und Rettung von ihm zu erwarten. Lionel erblaßte, sprang vom Pferde und eilte zum Fürsten.

Rumanoff saß droben an dem Orte des Unglücks und verberg das Haupt in den Händen; sein Schmerz hatte sich endlich in Thränen Luft gemacht. Als Lionel sich ihm näherte, blickte er empor und deutete zu dem Abgrund hinab.

„Führt kein Pfad da hinunter?“ fragte Lionel den Soldaten.

Der alte Mann schüttelte den Kopf.

„Es ist ein Steg da,“ sagte Amon, „ein ganz schmaler, mit vielen Erd- und Heidelbeeren am Rande. Ditta und ich haben davon gepflückt, aber weiter unten geht's steil abwärts, man kann gerade in den Wasserfall rutschen.“

„So wollen wir versuchen zu rutschen, mein Junge,“ sagte Lionel. Er warf dem Diener seinen Ueberzieher zu und verschwand mit Amon im Gebüsch.

Rumanoff horchte, sprang auf, eilte Lionel nach und ergriff dessen Hand.

„Ach, mein Herr,“ rief er aus, „o mein Kind, mein einziges Kind! Wenn Sie könnten — wenn es möglich wäre —“

„Ihr Kind oder jedes andere Kind, gnädiger Herr! Man thut eben, was man kann.“

Ditta zupfte Amon weinend am Arm und schrie: „Du sollst nicht hinunter in das häßliche schwarze Wasser! Du sollst nicht, dann ertrinkst Du und kommst nimmermehr wieder.“

„Willst Du schweigen, Du dummes Ding,“ erwiderte Amon, sein langes Haar schüttelnd. „Der Herr geht ja mit, und das macht mir gerade Spaß, Du kleiner Narr.“

„Dann ziehe wenigstens Deine hübsche Jacke aus,“ sagte sie seufzend, „es wäre doch schade um sie, wenn Dir ein Unglück passiren sollte.“

Das fand Amon billig. Er warf das Kleidungsstück ab und zeigte seinen nackten braunen Oberkörper. Ditta legte die Jacke vorsichtig zusammen und glättete die Falten aus, während Lionel und Amon in der Kluft verschwanden.

Es war ein schmaler und steiniger kleiner Steg, nicht viel mehr als eine Felsenpalte, vom Schneewasser, das im Frühjahr den Weg in die Tiefe sucht, ausgeschöhlt. Losgerissene Steine, lange knorrige Wurzeln, die sich darüber hinstreckten, und kleine Zwergbirken, die sich aus dem Spalt hervor drängten, verhinderten ein rasches Vorwärtsschreiten, aber Lionel war stark und behende. Er wollte, deshalb konnte er. Er hatte sein Leben auf diesen Wurf gesetzt. Seine Augen strahlten. Er war von einer hastigen Energie gedrängt. Hätte die Tochter des Bojaren ihn in diesem Augenblick sehen können, er würde Gnade vor ihren Augen gefunden haben. Die Handschuhe hatte er weggeworfen, den Hut verloren, und das lange dunkle Haar umflatterte seinen Kopf. Plötzlich stand er still und beugte sich über die Klippe hinaus. Tief unten zwischen Zweigen und Büschen schwebte etwas Helles und Lustiges wie eine kleine Wolke im Sonnenlicht. Er starrte und starrte hinunter. Es war Wanka's weißer Schleier. Ein Jubelton entrang sich seiner Brust. Er hatte nun ein Ziel, eine Richtung, der er folgen konnte. Amon war dicht hinter ihm, der Hund dagegen auf einer Felsklippe zurück geblieben; er konnte nicht weiter und begann jämmerlich zu heulen. Der Weg wurde immer steiler. Die Brombeerstauden, an denen sich die Kletterer festhielten, ritzten ihre Hände blutig.

Lionel merkte es nicht. Er hatte nur das Eine im Auge: vorwärts zu kommen.

„Nun rutschen wir zur Hölle!“ schrie Amon, indem er über den Steg taumelte.

„Halte Dich fest, mein Junge! Bleibe, wo Du bist. Du mußt jetzt zurück. Sie sollen oben Alles, was sie an Strick- und Tauwerk herbeischaffen können, zusammenbringen und von dort nach der Stelle, wo Du die eingegangene Birke siehst, herablassen.“

„Darf ich Ihnen nicht weiter folgen, Excellenz? das wäre mir lieber.“

„Mache, daß Du weiter kommst, und laufe, was Du kannst!“

„Ja, ja, ich gehe schon! O welch ein Miß. Ich habe meine schönen Hosen zerrissen und komme gewiß oben ohne Kleider an, dann zankt Djita mit mir. Aber ich kann das zusammennähen und einen rothen Streifen drauf setzen, so meint man, ich gehöre zum Regiment.“

Mit diesen Betrachtungen unterhielt sich der Knabe, während er langsam und unwillig den Steg hinaufstieg, ab und zu stehen bleibend, um eine Hand voll Heidelbeeren zu pflücken und sich nach seinem lieben Freunde Lionel umzusehen. Aber dieser war verschwunden. Er hatte sich über die Klippen hinabgleiten lassen, und verfolgte die Richtung, die ihm der flatternde Schleier angab. Steine und Sand rollten hinter ihm hinunter. Eine schwindelerregende Tiefe gähnte zu beiden Seiten seines Weges. Sein Körper bebte, seine Stirnabern waren hoch aufgeschwollen.

Diese ganze mühevollen und schauerliche Fahrt in einen Abgrund hinunter, den ein menschlicher Fuß betreten hat, steht ausführlich in dem „Moniteur de Toulouse“, Sommerheft 1868. Hier würde es eben so überflüssig wie ermüdend sein, bei allen diesen Einzelheiten zu verweilen. Es genügt zu sagen, daß Lionel alle Hindernisse überwand und blutig, gequetscht und halb bewußtlos eine hervorspringende Klippe erreichte, welche kaum eine Klafter breit über den Abgrund hinausragte. Darüber sah er Wanka an den Steinen zurückgelehnt, von einer knorrigen Bergfichte, in deren Zweige sich ihr langes Reitkleid beim Herabstürzen verwickelt hatte, festgehalten. Lionel stieg nun Baume hinauf, noch einmal einen lauten Jubelton in die Luft schallend, als er Wanka in seinen Armen hielt; er drückte sein Gesicht in ihr duftendes Kleid und sandte einen langen sprechenden Blick zum lichten Himmel empor. „Armes Kind,“ flüsterte er und legte ihr bleiches liebliches Haupt an seine Brust. „So jung, so schön und so unglücklich, gestern allmächtig, heute ohnmächtig und machtlos — gestern wagtest Du nicht, meine Hand zu berühren — heute ruhest Du an meiner Brust und hast im Augenblick Niemand“ in der ganzen Welt, auf den Du Dich stützen kannst. Noch weißt Du es nicht — Und was dann weiter? — Du kannst hier ruhig und sicher weilen, denn für mich bist Du in diesem Augenblicke geheiligt und rein wie ein kleines Mädchen, das nie von etwas Anderem berührt ward, als von dem Kusse seiner Mutter.“

Er legte die Hand auf ihre Brust und fühlte, daß ihr Herz schlug. Ein nervöses Zittern durchzuckte sie bei dieser Berührung. Sie öffnete die Augen, ließ einen Seufzer aus und blickte, ohne zu begreifen, was sich zugetragen hatte, zu Lionel auf.

„Wo bin ich?“ flüsterte sie, „wie komm' ich hierher? Herr Jesus! Was ist mit mir geschehen?“

„Leiden Sie, fühlen Sie Schmerzen?“ fragte Lionel. Sie sah ihn mit dem Ausdruck der tiefsten Angst an, versuchte den Kopf zu erheben, sank aber wieder zurück und schloß die Augen.

„Fürchten Sie nichts,“ sagte er mit seiner weichen, klangvollen Stimme, „es ist Alles besser abgelaufen, als Sie erwarten durften. Sie glitten von der Spitze dort oben herab, dessen werden Sie sich erinnern. Der Baum faßte Ihr Kleid, das rettete Sie.“

„Und Sie,“ flüsterte sie fast unhörbar, „wie kamen Sie hierher?“

„Weil Niemand anders da war, so kam ich. Bald werden wir ein Tau oder eine Strickleiter hierher bekommen, dann helfen wir Ihnen wieder zur Klippe hinauf.“

Sie starrte stumm umher, als suche sie eine klare Vorstellung von dem zu gewinnen, was vorgefallen war. Darauf brach sie in Thränen aus und ihr Kopf sank wieder an seine Brust. In kurzen Zwischenräumen wurde sie von einem heftigen Zittern geschüttelt, und beim Anblick des dunkeln grünen Wasserfalles, der seinen Gischt dort unten verspritzte, von Schwindel ergriffen. Die nackten Klippen erschienen ihr wie Ungeheime, die sie mit gierigen Zähnen bedrohten. Dankbarkeit war jetzt ihr einziges Gefühl. Sie sah zu Lionel empor. Niemand war ihm ein Blick von so rührendem Ausdruck begegnet; unwillkürlich beugte er sein Haupt unter dem Einfluß des magnetischen Stromes, der von den großen, strahlenden Augen ausging. Sie hatte seine Hand ergriffen und versuchte diese an ihre Lippen zu ziehen.

„Nun werden unsere Leute gleich hier sein,“ äußerte sie bald darauf mit dem Tone vollkommener Ueberzeugung. „Der Fürst kommt vielleicht auch; ihm ist gewiß sehr bange um mich, und er verlangt darnach, mich wiederzusehen.“

Lionel schüttelte das Haupt. „Nein, Ihre Leute kommen nicht, der Weg würde ihnen zu eng sein; aber dessen bedarf es ja nicht, da ich hier bin.“

„Wo ist denn der Weg, auf dem Sie kamen?“

„Es ist nun grade kein eigentlicher Weg da,“ erwiderte er lächelnd, „man muß über die Klippen; wo es gar zu beschwerlich wird, läßt man sich gleiten und befiehlt seine Seele Gott, macht ab und zu einen kleinen Sprung, und so geht es. — Sehen Sie die dunkle Furche längs der Klippe? Daher komme ich.“

Diese Erklärung wurde ganz anspruchslos und scherzend gegeben. Wanka folgte mit ihren Blicken der Richtung, die Lionel angedeutet, und sah Klippen und Spalten, welche den Weg durchschnitten, und die Abgründe gähnen. Da erst begriff sie die Gefahr, seine verwegene Kühnheit und ergebene Aufopferung in ihrer ganzen Größe. In dem Heroischen lag für sie eine mächtige Anziehungskraft, vielleicht die einzige Waffe, die sie zu besiegen vermochte.

„O mein Gott,“ rief sie schauernd, „wie wäre es mir ergangen ohne Sie!“

„Es ist nicht der Mühe werth, nun, da die Gefahr vorüber ist, noch davon zu sprechen. Denken Sie lieber an Ihren

Vater dort oben, wie er sich freuen wird, Sie wiederzusehen. Beruhigen Sie sich, Ihre Zähne schlagen ja aneinander wie im Fieber. Sie müssen meinen Rath befolgen und thun, was ich sage. Heute bin ich der Gebieter.“

Sie sah ihn im höchsten Grade erstaunt an. „Ja, ja,“ sagte sie rasch und bestimmt, „ich will mich von Ihnen leiten lassen. Befehlen Sie mir, ich gehorche.“

„Stützen Sie sich auf mich und lehnen Sie Ihr Haupt an meine Brust, wenn Sie schwindlig werden.“

„Aber das thue ich ja schon,“ sagte sie lachend und sah mit unbeschreiblichem Zutrauen zu ihm hinauf.

„Ferner sollen Sie jetzt still sein, Ihre Hände falten und dem Gott, an den Sie glauben, für Ihre Errettung danken; ein Gebet aus der Tiefe der Seele wird Ihnen Muth und den kindlichen Frieden wiedergeben. Das Schlimmste ist überstanden.“

Es verging einige Zeit in Stillschweigen. Wanka ruhte an seiner Seite; sie hatte seinen Arm umfaßt, während sie sich einen Augenblick nach vorn überbeugte und in die Tiefe starrte, aber schnell zog sie sich wieder zurück. Was sie dort unten erblickte, war Schrecken und Vernichtung.

„Halte mich,“ flüsterte sie, „mir ist so bange.“

Er umfaßte sie mit seinem Arm und zog sie näher an sich. Dann legte er das zerrissene Reitkleid, das einen weißseidenen Strumpf und einen kleinen niedlichen Fuß enthielt, sorgsam über sie. Der eine ihrer Handschuhe war in das Gras gefallen; durch die Ritze des andern sah man eine weiche weiße Hand. Der Hut mit dem Schleier hing noch droben an dem Zweige. Ein Sonnenstrahl fiel über ihr prächtiges, glänzend braunes Haar. Seltsam war es gewiß, all diesen Luxus der Schönheit und Eleganz, all diese Leppigkeit im Anzug und im Wesen, auf diese öde Klippe, nur wenige Schritte von einem offenen Grabe, hingeschleudert zu sehen.

Die vornehme Dame hatte in diesem Augenblick ihre ganze Ueberlegenheit verloren; sie war nicht mehr wie früher die von ihren Kreisen bewachte gebietende Herrscherin, nicht mehr unzugänglich wie jene hohen Berggipfel am fernen Horizont. Während sie so furchtsam und bebend dalag und Lionel mit schüchternen, fragenden Augen betrachtete, glückte es einem frommen, willenlosen Kinde, das sich in dem Schutz des Stärkeren wohl befindet. Durch Alles, was Lionel an ihr beobachtete, fühlte er sich ihr näher gebracht; nicht nur diese wunderbaren Augen, welche plötzlich zu bitten, zu lieblosen und zu verlocken schienen, oder all das Veraussehende, welches die Nähe eines jungen Weibes ausströmt, zogen ihn unwiderstehlich an, es lag auch in ihrem Vertrauen, in der keuschen Schüchternheit jeder ihrer Bewegungen, in dem Bittern der Hand, welche noch immer seinen Arm umklammert hielt, in dem abwechselnden Erröthen und Erblichen über die ungewohnte Nähe eines fremden Mannes ein Etwas, wodurch die Macht ihrer Schönheit, welche nur eine zarte, unberührte Seele ahnen ließ, noch erhöht und die Gunst des Augenblicks um so gefährlicher wurde.

„Ich kann nicht beten,“ flüsterte sie nach einem langen Stillschweigen, „der Hets ist mir wie zugeschnürt, Alles um mich her scheint mir zu drohen, es ist mir, als befände ich mich in einer andern Welt, in der mir jeder Gegenstand gigantisch und schrecklich entgegentritt. Das Halbdunkel, das uns umgibt, der Lärm in der Tiefe, jene mächtigen und wildbewachsenen Felsenmassen, die Größe und Majestät ergreifen mich. Sprechen Sie mit mir; wenn Sie schweigen, lausche ich nur auf den brausenden Wasserfall und zittere und bebe aufs Neue.“

„Was soll ich Ihnen erzählen? Wollte sie gleich damit beginnen, von mir selbst zu sprechen, würde ich, obgleich ich viel zu sagen hätte, nur einen schlechten Geschmack beweisen. Drum wollen wir lieber von Ihnen sprechen.“

„Es sei,“ sagte sie und zog die feinen Linien ihrer Augenbrauen ironisch in die Höhe. „Sprechen Sie von mir, Sie, der mich nicht kennt, der kaum meinen Namen gehört hat, der nicht das Allgeringste von mir zu sagen weiß.“

Er sah auf sie nieder und lächelte. „Was unsere Zeit lebhaft beschäftigt und worüber Jedermann spricht und unaufhörlich spricht, sind die Fehler und Schwächen der Gesellschaft, doch unter den Vielen, die darüber sprechen, haben sich die Wenigsten eine bestimmte Ansicht gebildet, auf welche Art den belagerten Mängeln abgeholfen werden könne. Was mich betrifft, so sehe ich den größten Fehler der Gesellschaft darin, daß sie gleichsam unsere Gefühle versteinert, indem sie uns beständig zwingt, sie zu verbergen und zu verleugnen. Das Ungewöhnliche muß uns in seinen Kreis ziehen, die Sorgen, das Leiden oder das Unglück müssen sich uns nähern, wenn wir uns selbst wiederfinden sollen. Sie meinen eben, Sie befänden sich heute wie in einer neuen unbekanntem Welt, Alles um Sie her sei verwandelt. Werfen Sie dem nicht, daß nur Sie selbst verwandelt sind? Hier unten sind Sie frisch, sanft, kindlich und zutraulich, dort in der Gesellschaft zeigten Sie sich beständig kalt und streng. Die Gesellschaft war Ihnen nicht gut genug, die Musik langweilte Sie. Wie eine Dame, die sich in ihr Pelzwerk hüllt, so hüllten Sie sich in eine äußere Gleichgültigkeit gegen Alle und Alles.“

„Sie meinen wol, weil ich mich weigerte, die Aufmerksamkeit, deren Gegenstand ich sein mußte, anzunehmen. Worin aber bestanden diese Aufmerksamkeiten? In Complimenten über meine Figur, meine Haltung, meine dunklen Augen. An dergleichen bin ich seit meiner Kindheit gewöhnt. Um das wieder und wieder zu hören, bedurfte es nicht dieser Reize nach Louison,“ fügte sie mit bezauberndem Uebermuthe hinzu. „Welche niedrige Meinung müssen jene Menschen nicht von mir haben, die da glauben, daß die Bewunderung meiner kleinen Füße und weißen Hände für mich von Werth sei. Und was sind es für Menschen, von denen Sie reden? Sehen Sie die Wadeliste durch, Sie werden alle Spalten voll von Kaufmannsfamilien, Birsen-speculanten, Schiffsrebedern, Schauspielern und Sängern finden — kurz alles Leute, welche kein anderes Recht als das, welches der Zufall herbeiführt, auf meine Gesellschaft haben. Welche Verbindung läßt sich zwischen ihrem Stand und demjenigen, dem ich angehöre, denken? Unsere Sympathien haben nichts Gemeinsames, wir denken und glauben nicht dasselbe, wir lieben und verabscheuen nicht dasselbe.“

„Und diese längst begrabenen Anschauungen wagen Sie von den Todten in einem Jahrhundert, dessen Lösung, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sein soll, herauf zu beschwören!“ äußerte Lionel.

„Vielleicht habe ich Unrecht, aber ich gehöre nun einmal einer Gesellschaft an, welche eben so bereitwillig ist, sich unter einander gegenseitig zu entschuldigen, wie schonungslos gegen jeden Fremden, der in ihren Kreis tritt, zu verfahren. Meine Aunen bewachen mich, ihre Namen und ihr Andenken verpflichten. Die meisten von ihnen hatten ohne Zweifel die Fehler ihres Zeitalters, den Stolz der Gewalt, den Uebermuth des Reichthums, aber ihre Fehler wurden durch bestimmte Vorzüge wieder gut gemacht. — Was haben wir mit allen diesen Fremden, Unbekannten, die uns nachahmen möchten, zu schaffen? Sie haben ihre Sitten, ihre Begriffe, ihre Originalität; weshalb verleugnen sie diese, indem sie Andere nachahmen? Sie klammern sich an uns, drängen sich auf, wo ihrer nur Demüthigung harzt; machen sich unsern Dienern gegenüber lächerlich und erreichen dennoch nichts. — O, ich begreife es sehr wohl, wie traurig ein Leben ohne Poesie, ohne Vorzeit und Zukunft sein muß! Aber was ist da zu thun? Welche verzweifelten Veruche sind nicht bereits gemacht worden, die Standesunterschiede aufzuheben. Doch ist es niemals geglückt? Trotz Vorurtheil, Mißbrauch und Ungerechtigkeit bleibt Race doch immer Race, vom Fürsten bis zum Bauer hinab. Und ich glaube, das wird sich niemals ändern. Einige wollen zwar behaupten, daß jene Bürgerlichen uns ablösen, überwinden und verdrängen würden; ist dies der Fall, entweder durch Talente oder Thaten, so müssen wir uns allerdings darein finden, es gilt dann einen Kampf, der durchgefochten werden muß. Siegen sie, so will ich mich vor ihnen beugen, ihnen aus dem Wege gehen, aber niemals würde ich mich mit ihnen vereinigen.“

„Niemand?“ antwortete Lionel sanft und fragend.

„Niemand!“ beharrte Wanka fest und erhob das Haupt. „Was diesen Punkt betrifft, so gehöre ich dem dreizehnten Jahrhundert an. Ich begreife diejenigen nicht, welche freiwillig die Ansprüche, die ihnen ihrer Stellung nach zukommen, aufgeben. Lebt man in der Gesellschaft, so muß man sich unter ihre Gesetze beugen. Wenn Sie mich deshalb kalt und gleichgiltig in meinem Eise eingeschlossen sehen, wie Sie vorhin bemerkten, so wissen Sie jetzt warum. Ich war so betrübt über all das Nüchtern, das mich umgab; ich wollte dieser Gesellschaft nicht huldigen und fand es so unendlich tief unter meiner Würde, ihre Huldigungen anzunehmen. Außerdem —“ fügte sie mit einem Lächeln hinzu — „Ihnen darf ich es schon vertrauen: Man kann genug üble Bekanntschaften in seinem eigenen Kreise machen, man braucht sie nicht in einem fremden zu suchen. Aber jetzt müssen Sie beichten, nachdem ich den Anfang gemacht habe. Woher kennen Sie mich übrigens so genau, um bemerkt zu haben, daß ich heute eine andere als gestern? Sie näherten sich uns ja niemals. Sie waren vielleicht der Einzige, der uns nicht gesucht hat; zuweilen schien es sogar, als ob Sie jedem zufälligen Zusammentreffen mit uns auszuweichen bemüht waren, mit Ausnahme von gestern Abend. — Erklären Sie mir das.“

„Dadurch würden Sie mich zwingen, von mir selbst zu reden, was ich nur höchst ungern thue. Indes, da Sie es einmal wünschen, so mag es sein. Wie manches Weib ist nicht, ohne es je zu ahnen, der Gegenstand der Aufmerksamkeit eines Mannes, seiner Anbetung, seiner heimlichen Träume gewesen; welches Paradies von Glück haben diese Träume nicht in sich geschlossen, wie manchen kühnen Wunsch, glühenden Gedanken, wie manches feierliche Gelübde hat er nicht auf dem Altar der Entsagung geopfert? Nur ist nicht jeder bereit, dies zu offenbaren wie ich. Ich habe Sie seit dem ersten Tage Ihres Hierseins gesucht, eifriger, verlangender, als alle Andern. Ich war Ihnen nahe, wenn Sie es am wenigsten ahnten; keine That, kein Wort, keine Bewegung entging mir. Sie zeichneten sich durch Ihr Aeußeres, welches mich fast gegen meinen Willen fesselte, durch Ihre ganze Weise vor der übrigen Welt aus. Suchte man Sie an Ihrem Fenster zu beobachten, so verbargen Sie sich hinter Ihren Blumen, senkten Ihre würdigen, sanften Augen und wurden vornehm, kalt, zurückweisend; wählten Sie sich jedoch unbeschadet, wick dieser Hochmuth von Ihnen: Sie schienen aufzuleben, wurden anmuthig und frisch, kindlich neugierig, kurz, Sie waren mir etwas Neues, eine außergewöhnliche Erscheinung, ein lebendig gewordener Traum. Ich hätte mich nicht blicken lassen, meinten Sie? Weshalb sollte ich Ihnen auch nahen? Ich wünschte ja nur Sie zu sehen, nicht, daß Sie mich bemerken sollten. Sie waren die Fürstin Kumanoff, ich Lionel — Arist.“

„Sie wollen nicht aus der Rolle fallen,“ sagte sie lächelnd.

„Gleichviel, fahren Sie fort.“

„Als ich mir heute den Weg zu Ihnen hinunter bahnte, mißte ich meiner Begierde zu helfen, meiner Ungeduld Sie zu finden, eine häßliche egoistische Empfindung. Ich sagte zu mir selbst: von der ganzen Schaar, die sich darnach drängte, einen Platz zu Ihren Füßen einzunehmen, würde kein Einziger das wagen, was ich wage. Gestern hatten Sie Jedermann zum Diener, heute nur mich. Vermögen Sie zu fassen, wie beglückt ich war, als ich Sie fand?“

„Wenn sie uns doch nur bald zu Hilfe kommen wollten,“ sagte sie, und sah an den Klippen hinauf.

„Weshalb sagen Sie mir das jetzt?“ fragte er traurig.

„Ihnen fehlt nichts, das Wunder ist geschehen, Sie sind gesund und unbeschädigt einer Gefahr entkommen, in der alle Andern zu Grunde gegangen sein würden. Blicken Sie hinab! Drei Ellen weiter hinaus, und keine menschliche Macht hätte Sie erretten können. Wie oft haben Sie sich nicht eine Aufregung, eine frische Strömung, ein ideales Interesse gewünscht. Das sagten mir Ihre bleichen Wangen, Ihre müden Miemen. Nun kommt dieser Augenblick der Furcht, des mausprechlichen Schreckens, mit Glück, Jubel und Rettung gemischt, und berührt elektrisch Ihre bis dahin schlummernden Kräfte, Sie athmen, Sie genießen, und beklagen sich darüber. Oder fürchten Sie sich vielleicht vor mir? Sie kennen mich nicht, wissen nicht, wer ich bin, ich würde Ihnen nicht vorgefellt. — O, meine gnädige Fürstin, schlagen Sie nicht die Augen nieder, was ich Ihnen jetzt sage, werden Sie nie von andern Lippen hören, aber Sie können es mit erprobener Stirn vernehmen. Sie mußten von Allen verlassen sein, Sie mußten mich rufen in Todesangst, ehe ich kam. Wie überschwänglich glücklich bin ich dadurch, daß ich Sie fand. Sie können mir nichts von dem Glück dieses Augenblicks rauben, aber auch nicht das geringste Scherlein hinzufügen. — Ja etwas können Sie doch geben. — Bewahren Sie mir ein Andenken, wie man es einem ergebenen Freunde schenkt, in Ihrem Herzen, das ist Alles, was ich begehre. Hier gehören Sie mir an, sind Sie mein

Werk; sobald wir aber diese Klippen verlassen, stehen wir uns wieder fremd gegenüber. Sie sind die Fürstin Rumanoff und ich bin — Lionel — Artist. Ich würde undankbar sein, wollte ich meine Wünsche über den Augenblick hinausstragen. Wir scheiden, wie wir einander begegneten: ich ein wenig froher, denn ich bin um eine glückliche Erinnerung reicher. Ich verließ die Gesellschaft, der ich angehörte, um etwas Schönes und Herrliches zu finden, etwas, das mein Herz auszufüllen und über das Alltägliche hinwegzuheben vermöchte. Das habe ich gefunden, ja weit, weit mehr, als ich erwarten durfte. Ich habe in der Nähe des Liebsten geweilt, mich in seinen Lüften berauscht, und nun halte ich es in meinen Armen. Kann ich noch mehr wünschen?"

"Haben Sie Muth?" fragte sie.
 Sein Blick streifte die Klippen, von wo er eben hinauf gekommen und er antwortete lächelnd: "Nein."

"Sagen Sie, wenn haben Sie früher all das erzählt, was Sie mir hier erzählen?"

"Welch Unrecht thun Sie mir doch mit dieser Frage. Wissen Sie wirklich nicht, daß es für uns Alle Augenblicke gibt, in denen das Bewußtsein, sich etwas Großem und Erhabenem gegenüber zu befinden, den Wunsch erweckt, auf gleicher Höhe zu stehen, in denen wir uns geläutert fühlen, das Kleine uns groß erscheint, der Ton Klang und Fülle erhält, die gebundene Zunge sich löst und das Wort Flügel bekommt. Sie müssen traurige Erfahrungen in den Kreisen, die Sie eben erst rühmten, gemacht haben, um daran zweifeln zu können. Ich meinestheils glaubte, daß Worte, welche sich wie frischer Lobgesang aus dem Herzen hervordrängen, von einem jungen, unschuldigen Weibe nicht mißverstanden werden könnten. Ich sang gestern Abend vor ihnen, und ich sang gut, vortrefflich. Ich weiß es. Es war nur darum, weil Ihre strahlenden Augen auf mich ruhten; sie hüllten mich gleichsam in einen Schleier. Ich sah nur Sie, ich dachte nur an Sie. Da standen Sie erhaben über der Menge in Ihren Atlas gehüllt, schön, zurückweisend, kalt und vornehm. Was that das? Ich fühlte dennoch, daß ein Herz hinter dieser Abgemessenheit schlug: Ihre Brust wogte, Ihr Athem zitterte, Thränen traten in Ihre Augen. Sie lauschten, Sie beugten sich tiefer und tiefer. Da ward es still wie in einer Kirche, da strömte ich den Jubel, den ich in mir fühlte, in Tönen aus, und Sie wußten, es galt nur Ihnen. Gestern glaubten Sie an die Inspiration, warum wollen Sie heute daran zweifeln?"

Sie schwieg lange. Die feurige Energie seiner Sprache, seine Bilder und Schilderungen exaltirten sie. Diese biedere Gradheit gefiel, weil sie ihr neu und unbekannt war. Auch hatte sie sich nie in ihrem ganzen früheren Leben jemals so wehrlos befunden, so schutzlos gegenüber solch innigen Blicken, solch weicher musikalischer Stimme, einer solchen männlichen Innerlichkeit und Wärme. Sie gewahrte es nicht, daß ihre Wangen glühten, daß Ihr Herz schneller schlug, während sie sich, von seinen Armen umfaßt, fest an ihn lehnte. Von der Stille ringsum, von der überstandenen Gefahr, von dem Dufte der Blumen sog dieses neue Gefühl Stärke.

Das vermochte sie nicht zu fassen, welche Kraft der Selbstbeherrschung er aufbieten mußte, um ruhig und unbewegt zu scheinen. Nach und nach war es ihm geglückt, ihre Gedanken von dem Augenblick abzuziehen und ihr wieder sichern Boden unter den Füßen zu geben.

"Wenn Sie mich nun hier unten todt gefunden hätten?" fragte sie sanft und gedankenvoll. Er antwortete nicht.

"Was dann?" beharrte sie.

"So würde ich Sie in meine Arme genommen, einen Kuß auf Ihre Stirn gedrückt und Ihnen zugeflüstert haben: Du warst die reizendste Offenbarung, welche mich Gott auf meinen Wegen erblicken ließ. Ich habe Dich in meinen Gedanken getragen, von dem ersten Tage an, als ich Deinen stolzen und vornehmen Augen begegnete. Du sollst in meinem Herzen wohnen, so lange ich atme."

"Küsse mich," sagte sie.
 Er beugte sich über ihre Hand und preßte seine Lippen mit einer Heftigkeit darauf, daß dieser Kuß wie ein Flammengeld der Liebe noch lange nachbrannte. Es lag etwas in seinem Benehmen, das sie überraschen mußte.

"Sie sind der beste, der edelste und treueste Freund, den ich bis jetzt kennen gelernt."

"Ich glaube nicht an Freundschaft zwischen einem Manne und einem Weibe; entweder ist es die verhüllende Maske für tiefere Gefühle, oder eine höfliche Umschreibung für Gleichgiltigkeit," bemerkte er.

"Und woran glauben Sie?"

"Ich glaube an das frische Gefühl eines Weibes, das in der einen Minute heiß begehrt, was es in der nächsten fürchtet. Ich glaube an die leidenschaftliche Bewunderung eines Mannes, aber auch ein wenig an die Ehre eines Mannes, und ich erwarte Sie, meine gnädige Fürstin, von heute an dasselbe zu thun."

"Wer sind Sie? ich will es wissen."

"Und wenn es Ihnen nun eine Täuschung bereitet?"

"Sage es!" bat sie flehend, und reichte ihm beide Hände.

"Wenn ich nun dem Kreise angehörte, den Sie eben erst verurtheilten?"

"O, das kann nicht der Fall sein, davon bin ich überzeugt. Sie gehören zu den unsren. Ist es nicht so?"

"Würde Ihnen das angenehm sein?"

"Den Namen, den Namen," flüsterte sie ungeduldig.

"Ich bin der Opernjäger Lionel Campbell!"

"Es kann nicht sein, was Sie da sagen," antwortete sie heftig, jener Gegenstand widerlegt es." Sie deutete auf einen Siegelring, den Lionel an der rechten Hand trug. Der Ring umfaßte einen Carneol, in welchen ein herzogliches Wappen gestochen war.

"Es ist das Geschenk eines fremden Fürsten, der sich in Mailand von meiner Stimme bezaubern ließ."

Sie schwieg und kämpfte mit sich selbst, bis sich in die Lippen, während sie die Augen niederzuschlug, um seinem forschenden, fest auf ihr ruhenden Blick auszuweichen. Lionel fühlte Ihre Thränen auf seiner Hand. Bald darnach ließ sich oben auf der Klippe ein Geräusch vernehmen. Ein Stuhl ward, an Tauen hängend, herabgelassen.

"Dort kommt die Rettung," sagte er. "Blicken Sie aufwärts. Was ich Ihnen mitgetheilt, war ein glücklicher Traum. Nun ist er zu Ende. Das Geschlecht der Rumanoff ruft die Fürstin! Ich habe nichts mehr zu sagen."

Wanka brach in Thränen aus und barg das Gesicht an seiner Brust. —

Auf der Klippe hatten sich unterdessen eine Menge Menschen versammelt, und mit dem Führer, der die Tane von Louchou brachte, strömten noch viele Neugierige hinzu. Als die Fürstin, der Todesgefahr entronnen, glücklich oben anlangte, empfing sie Fürst Rumanoff mit einem Jubelschrei. Sie vernahm nichts. Sie war bleich und bewußtlos in den Stuhl zurückgefallen.

Die Spannung, der Schrecken, alle die verschiedenen Gemüthsbewegungen hatten ihre Kräfte erschöpft. Der übermäßigen Aufregung war eine vollkommene Nervenerschläffung gefolgt.

Acht Tage lang lag Wanka daheim in anhaltender Bewußtlosigkeit, ohne zu sprechen oder sich zu bewegen; zuweilen jedoch kamen lichte Augenblicke. Dann richtete sie sich auf ihrem Lager empor, blickte ängstlich um sich und brach in leidenschaftliches Weinen aus. Afrika wich Tag und Nacht nicht von der Freundin Seite. Eines Abends erwachte die Fürstin, ergriff Afrika's Hand und flüsterte: "Wo ist er, warum zögert er so lange?"

"Wen meinst Du?"
 "Ihn, ihn, Lionel!"

"Sprich nicht mehr von ihm, Liebste! Er ist nach Toulouse zu seiner Gesellschaft, ich meine die Operngesellschaft, der er angehört, zurückgekehrt. Der Fürst hat seine vollständige Adresse."

Ein Baumwollenball.

In Mülhausen, dem Mittelpunkt der gesammten oberelsässischen Industrie, fand während der letztvergangenen Wochen eine eigenartige Ausstellung statt, welche die „Industrielle Gesellschaft“, ein gemeinsamer Verein von Fabrikanten, Künstlern, Gelehrten u., bei Gelegenheit ihres fünfzigjährigen Bestehens veranstaltet hatte. Es gewährte diese Ausstellung ein höchst interessantes Bild von den Leistungen der elsässischen Industrien, vorzugsweise von der herrschenden Textil-Industrie, deren Producte, was Geschmac und Solidität betrifft, jeder Concurrnz siegreich die Spitze bieten können. Der Anblick der in seltener Reichhaltigkeit ausgestellten baumwollenen Erzeugnisse, der farbenprächtigsten Ball- und Galaroben, der prächtigen Spitzen und Gewebe, der kostbaren Vorhänge und Teppiche, der imitirten Sammet- und Seidenstoffe u. s. w. würde jedes Damenherz hoch erfreut haben. Einen Begriff von dem Umfang und der Bedeutung der elsässischen Textil-Industrie werden sich die Leserinnen des „Bazar“ machen können, wenn ich kurz erwähne, daß dieselbe jährlich aus ihren zahlreichen Spinnereien, Webereien und Druckerien Erzeugnisse im Gesammtwerth von annähernd 200 Millionen Mark liefert.

Zahlreiche und glänzende Feste verherrlichten das fünfzigste Stiftungsfest der diese Industrie beherrschenden und repräsentirenden „Industriellen Gesellschaft“, keines hat indessen soviel Interesse und soviel Beifall hervorgerufen, als der Bal-Coton (Baumwollenball), welcher im Ausstellungs-Gebäude, dem stattlichen Besitzthum der Gesellschaft, am 27. Mai d. J. arrangirt war. Außer den Mitgliedern der Gesellschaft hatten nur deren Angehörige und Freunde Einladungen erhalten; Fremden, demgemäß auch Deutschen (!), war der Zutritt nicht gestattet, und ich könnte daher über den Verlauf des originellen Ballfestes keinen Bericht geben, wenn nicht eine junge, ebenso liebenswürdige wie gebildete Elsässerin mir eine anschauliche Schilderung von dem Bal-Coton entworfen hätte, welcher ich im Wesentlichen folge.

Die Ball-Einladungen legten sämmtlichen theilnehmenden Damen die Bedingung auf, in Ballroben von Baumwolle, welche im Elsaß angefertigt sein mußten, zu erscheinen, wodurch der Bal-Coton, indem er die praktische Anwendung der ausgestellten Stoffe annähernd demonstirte, gewissermaßen zu einem Supplement der Ausstellung gestaltet wurde. Trotz dieser Einschränkung oder vielleicht wegen derselben waren die Balltoiletten der Damen so prächtig und mannichfaltig, wie man sie nur auf den glänzendsten Festen dieser Art zu finden gewohnt ist. Was die Textil-Industrie an feinen Gespinnsten und Geweben hervorzubringen vermocht hat, das Zarteste und Duftigste in den vielnamigen Stoffen für Ballkleider, war da zu sehen und zu bewundern, und welche Vervollkommnung diese Industrie erreicht hat, geht daraus hervor, daß in Mülhausen Garne erzeugt werden, von denen eine Million Meter nur ein Kilogramm wiegen. Vor Allem aber überraschten die Toiletten durch ihre wunderbare Farbenpracht, in welcher der Haupteffect und Haupterfolg des Balles lagen. Bekanntlich wird die Erzeugung gefärbter und gedruckter Baumwollstoffe im Ober-Elsaß, vornehmlich in Mülhausen, schon seit länger denn hundert Jahren als Specialität betrieben und hierin geradezu Vollendetes geleistet. Neben den bekannnten und beliebten Farben, welche des Menschen Kunst der Steinkohle entlockt, präferiren sich ganz neue Nuancen von zauberhaftem Effect, so z. B. das Ersine (rosa), Primerose (hellrosa), Galleine (blutroth), Ceruleine (chinesisch-grün) u. s. w. Man mache sich nach diesen Andeutungen selbst ein Bild von dem Balle oder vielmehr von den Toiletten, die auf demselben vertreten waren, von den stoffreichen weißen Roben mit ihren ungezählten und endlosen Volants und Spitzen, von den effectvollen bunten, farbenreichen Costümen, man male sich selbst die originellen Trachten aus Stoffen mit bedruckten Blumen à la Pompadour oder die prächtigen Sammet- und Seidenkleider von Baumwolle aus, welche von echten kaum zu unterscheiden waren, — jemand, der nicht dem schönen Geschlecht angehört und nicht einmal dem Balle beigewohnt, ist dazu außer Stande.

Das Ganze stellte sich auf's Prächigste und Unmüthigste dar und der Gesammtindruck des Balles war ein zauberhafter, dem Reichthum, dem Aufwande und dem Geschmac der elsässischen Damenwelt entsprechend. Daß zu manchen Toiletten 30—50 Meter Zeug (!) verwendet worden sein sollen, wird mir mit Bestimmtheit versichert. Endlich will ich nicht unerwähnt lassen, daß die Mülhäuser Damen, um recht verschiedenartige Toiletten zu erzielen, über die Wahl derselben eine Vereinbarung getroffen hatten. Uebrigens entsprach auch die decoratve Ausstattung der Festräume dem Charakter des Bal-Coton; überall herrschte kö nig Baumwolle; überall zeigte er sich in neuer Gestalt, in dem kostbaren Teppichschmuck der Wände, in zahlreichen zierlichen, den Damen dedicirten Blu-

mensträumen und in vielen anderen Dingen, ja selbst der graue Fels, welchen eine Fontaine bespülte, war nichts als ein festes Gemisch von Cement und Baumwolle. Ein interessantes Tableau, vielgeprägt von den Damen und Herren des Balles, brachte unserer Zeit die Moden in Erinnerung, welche bei der Gründung der „Industriellen Gesellschaft“, im Jahre 1826, in der elsässischen Damenwelt herrschend waren. Allgemein theilte man die Ansicht, daß die Gegenwart in dieser Beziehung gegen die damalige Zeit erhebliche Fortschritte aufzuweisen habe.

Die Zahl der Theilnehmer des Bal-Coton wird auf 1200 geschätzt. Fast alle Städte des Elsaßes, auch die Schweiz und Frankreich, waren durch Gäste vertreten, nur das deutsche Element fehlte bedauerlicherweise gänzlich. Man sprach nur französisch. In Mülhausen selbst bildete der Bal-Coton lange Zeit vor und nach seinem Stattfinden das Tagesgespräch; ohne Zweifel wird er Allen, welche daran Theil genommen, insbesondere aber den Damen, in lebhafter Erinnerung bleiben.

Strasbourg im Elsaß.

Pehn.

Fräulein Baronesse.

Novelle von Ida von Düringsfeld.

(Schluß.)

Epilog.

Es sind wieder zwei Jahre verfloßen, und abermals begegnen wir Espérance. Sie ist nicht gestorben — es stirbt sich nicht so leicht, selbst wenn man nicht recht lebt. Sie fährt in einem Coupé zweiter Klasse der sächsisch-bairischen Bahn mit einem jungen Mädchen und dessen Eltern über die Höhe von Hof, wo bekanntlich ewig ein eisiger Wind bläst, und der deutsche Spätherbst, welchen sie zum ersten Male sieht, erscheint ihr in seinem einförmig braunen Blätterkittel dermaßen abschreckend, daß sie nach langer Zeit wieder einmal von einem leidenschaftlichen Gefühlsaustrich ergriffen wird und sich mit einem wilden Heimweh zurücksetzt in den Süden, welchen sie erst vor wenigen Tagen verlassen hat.

Nicht zu den Gassers, an deren Hausthüre sie mit Herrn, Frau und Fräulein vom Ende, ihren Reisegefährten, in den Wagen gestiegen ist. Mit den Gassers ist es eigentlich seit Sorrento schon aus gewesen. Mochten immerhin der Doctor und seine Frau dieselben sein, Espérance war von Grund aus verändert. Nicht ungeahndet bleibt ein Gefühl, wie sie es sich für den Baron von Planta gestattet. Auf den freudigen Märtyrertriumph, mit welchem sie an jenem Scheideabend ihr Lebensblut aus ihrer Liebeswunde dahinströmen ließte, folgte nur zu bald ein Morgen, wo sie trotz aller Anstrengung sich nicht mehr mit dem Bewußtsein zu beschwichtigen vermochte:

"Du bist selig und begnadet — Gaetano hat dich geliebt," wo sie dagegen mit geringenen Händen gen Himmel jammerte: "Ich kann es nicht, mein Herr und Gott! Ich kann es nicht." Was sie nicht können wollte? Ohne Gaetano aushalten, seine Hand nicht fühlen, seine Stimme nicht hören, seinem Auge nicht begegnen. Nicht mehr als in Sorrento heischte sie, aber das mußte sie haben, phantastirte sie, wenn sie leben sollte. Sie erlangte es nicht, und doch mußte sie leben. Es gab Tage, wo sie mit den wahnsinnigsten Versuchungen kämpfte. Sie wollte an Gaetano schreiben, ihn rufen; sie wollte nach Neapel und, von ihm ungehört, ihn sehen, wissen, wie es ihm ginge. Sie bildete sich ein, er könnte aus Bangigkeit nach ihr krank werden; ihm, dem gereiften, thätigen Manne, legte sie ihren Gram, den Gram des halt- und beschäftigungslosen Mädchens unter. Was sie schließlich immer wieder in den Schranken der weiblichen Sitte festbannte, das war leider weder Gottes Gebot, noch das eigene Gewissen; es waren die Worte Gaetano's: "Sie sollen weder meine Sünde, noch mein Wortbruch sein." Eine ewige Erinnerung, eine ewige Anbetung — mehr durfte sie für ihn nicht zu werden versuchen, wollte sie nicht seiner Achtung verlustig geben. Vor dieser heilsamen Erkenntniß sanken ihre aufstrebenden Wünsche immer wieder zurück, bis sich in ihr die Kraft zum activen Leiden erschöppte. Von nun an wurde sie still und blieb es, aber freilich war es nicht die Stille der Resignation, sondern nur die Passivität der Ermattung.

Ein einziger Wunsch blieb mitten in dieser Abgeborbenheit mit seltsamer Raftlosigkeit lebendig: der Wunsch, recht gut Englisch zu lernen. Daß Valcesca dieser Sprache mächtig gewesen, das konnte Espérance noch immer nicht verwirren. Sie selbst begriff nicht, was sie jetzt noch mit der Aneignung derselben wollen könne — Bekanntschaften machen, sicherlich nicht, lesen, kaum — Bücher interessirten sie so wenig, wie Menschen, aber trotzdem hatte sie den unwiderstehlichsten Drang, Englisch zu lernen, und nicht die mindeste Aussicht, ihn je befriedigen zu können.

Da bot sich plötzlich eine Gelegenheit dar. Herr, Frau und Fräulein vom Ende kamen nach Südtirol, um als Dilettanten die Traubenkultur zu gebrauchen. Sie wählten die alte Stadt zum Aufenthalt und das Gasser'sche Haus als Quartier. Daraus ergab es sich, wie bei allen Miethern der Gassers, daß sie Espérance's Bekanntschaft suchten. Fräulein vom Ende war die jüngste Tochter einer zahlreichen Familie, folglich, wie es häufig zu gehen pflegt, ein verwöhntes Kind. Dabei ein begabtes, auf östereichisch ein talentirtes Geschöpf, die klügste junge Dame der ganzen kleinen Residenz, in deren unmittelbarer Nähe das Gut des Herrn vom Ende lag. Sie trug stets ihre Gedichte in einer Arbeitsstasche mit sich; sie malte, spielte und sang, ohne weder Zeichnen noch Musik gelernt zu haben; sie copirte alle mögliche Alphabete, das chinesische nicht ausgenommen; sie mußte jede Sprache, sobald sie sich einen Monat mit derselben beschäftigt hatte, weshalb sie auch, dem allgemeinen Gerücht nach, sämmtliche europäische Sprachen verstehen sollte. Nur Italienisch war ihr, wie sie selbst eingestand, noch nicht recht geläufig, und sich mit Espérance plaudernd darin zu üben, schien ihr von allen Lernmethoden die bequemste. So veranlaßte sie denn die Eltern, Espérance für den Winter auf das Gut einzuladen, welches die Familie auch in der rauhen Jahreszeit nicht verließ. Anfangs war Espérance nicht sehr geneigt zum Kommen, aber Fräulein vom Ende wandte eine Verlockung an, welcher Espérance schließlich nicht zu widerstehen vermochte: die älteste Tochter der Familie, Frau von Reg, welche in der kleinen



„Blindkuh“, Originalzeichnung von F. Schüke.

W. Schützmann

Residenz wohnte, hielt eine Engländerin als Gouvernante bei ihren Kindern, und von der konnte Espérance die längst ersehnte Sprache lernen.

Es war wieder einmal das Dämonische der erfüllten Wünsche im Spiel. Noch nie hatte Espérance sich so wenig an ihrem Plage gefühlt, wie in Schloß Pöllnitz, wohin sie als Gast des Fräulein Eglantine vom Ende gekommen war. Die kleine Residenz wies ihr ohne Weiteres eine Stellung zwischen Gesellschaftlerin und Gouvernante an. „Sie geben ihr doch Gehalt?“ frug eine Dame, welche mit Frau vom Ende über die neue Hausgenossin sprach.

„Gehalt? Nein!“ verteidigte Frau vom Ende sich und Espérance. „Wozu denn? Sie hat hinreichend, um sich zu kleiden und mehr noch. Das Jahrgeld z. B. hat sie durchaus bezahlen wollen. Sogar zu den übrigen Reisekosten wollte sie beitragen. Das haben wir natürlich nicht gelitten, aber es hat Mühe gekostet. Sie ist sehr stolz. Lassen Sie sich ja nicht merken, daß Sie geglaubt haben, sie wäre für Gehalt bei uns. Sie wäre im Stande, gleich wieder zurückzukehren.“

„Und Sie möchten sie gern noch länger hier behalten?“

„Wenigstens bis die Kinder fertig Italienisch gelernt haben.“

Die Dame glaubte selbstverständlich kein Wort. „Es ist nur, um diesem Fräulein eine bessere Stellung in der Gesellschaft zu sichern, daß es für unbezahlt gelten soll.“ sagte sie später zu einer zweiten Dame, die zugehört hatte. „Aber wenn die Wengersky bloß als Eglantines Gast hier wäre, so würde man sie doch nicht dazu verwenden, allen vier Jungen der Rex Italienisch beizubringen. Das liegt am Tage.“

Die zweite Dame fand auch, daß es am Tage läge. In der That wurde die „Wengersky“, wie Espérance in ihrer letzten Incarnation allgemein hieß, mit dem Italienischen ganz ebenso in Anspruch genommen, als ob sie eine bezahlte Gouvernante wäre. Frau vom Ende und Frau von Rex ausgenommen, hatte die ganze Familie bei ihr Unterricht, sogar Herr vom Ende, welcher, obwohl ein berühmter Kenner und Bearbeiter der semitischen Sprachen, es doch nicht unter seiner Würde hielt, von einem jungen Mädchen zu lernen. Die halben Stunden mit ihm waren für Espérance eine Förderung und eine Ehre, aber um so schrecklicher waren ihr die Stunden mit den vier Rex'schen Jungen. Sie waren sämtlich so föhrig und stöckisch, daß jedes Beschäftigen mit ihnen der schwersten körperlichen Anstrengung gleich kam. Gegen Espérance hielten sie noch ausnahmsweise; der älteste von ihnen, der Anglomanie seiner Eltern zu Liebe Dicht genant, erklärte ihr warum. Als sie in Pöllnitz angekommen war, hatte er Tante Eglantine gefragt: „Ist das auch eine Gouvernante?“

Der arme Junge hatte schon eine englische und eine französische zufrieden zu stellen; eine dritte schien ihm entschieden des Guten zu viel.

Eglantine hatte ihn beruhigt. „Keine für Dich,“ hatte sie gesagt.

„Und nun seid Ihr doch eine.“ sagte Dicht anklagend, „und wir müssen Alle bei Euch lernen.“

„Glaub' mir, Dicht,“ versicherte Espérance, „wenn es auf mich ankäme, Ihr hättet Ruhe vor mir. Die Großmama hat mich zu Euch geschickt; geh' und sag' der es, wenn Du mich nicht mehr willst — vielleicht hilft's.“

Master Dicht nahm kleinlaut seine italienische Grammatik vor; er wußte, daß bei der Großmama kein Widerspruch half, wenn sie erst etwas bestimmt hatte. Selbst rührig vom Morgen bis zum Abend, konnte sie keine unbeschäftigte Person um sich dulden, und Espérance besonders schien ihr noch immer der Zeit zu viel zu haben.

„Die arme Wengersky,“ sagte sie öfters; „wir müssen auf Beschäftigung für sie denken, sonst langweilt sie sich zu sehr. Du verlangst ja gar nichts mehr von ihr, Eglantine.“

„Du weißt, Mama, wenn ich erst eine Sprache kenne, so beschäftige ich mich nicht mehr mit ihr,“ antwortete das Fräulein.

„Da hätten wir aber nicht nötig gehabt, die Wengersky erst mit uns zu nehmen,“ wandte Frau vom Ende ein.

„Thut Dir's leid?“ fragte die Tochter schnippisch. „Sie ist doch nicht viel.“

„Aber sie nützt uns noch weniger.“

„Mama, sie ist mir keinesweges so unnütz, wie Du es glaubst. Erstens soll sie mir sitzen, wenn es erst mehr Licht gibt, denn sie hat einen Kopf zur Farbe. Und dann lei' ich ihr jedes meiner Gedichte vor, sobald es entstanden ist.“

„Wozu das?“

„Um nach dem Eindruck, den mein Product auf eine so wenig cultivirte Intelligenz hervorbringt, von der Naturmacht zu urtheilen, welche in ihm ist.“

„Nun, wenn sie Dir nur zu etwas nütz ist,“ sagte Frau vom Ende, einigermaßen zufriedengestellt. Man sieht, die lebenswichtigen Mißverständnisse der Baronin von Planta hatten sich in Wahrheit verwandelt: Espérance lehrte als Gouvernante Italienisch und hörte als Gesellschaftlerin die „Producte“ ihrer Patronin an. Und nicht genug damit: auch die Bestimmung, welche einst Arthur der Schwester zuerkannte, schien sich erfüllen zu sollen. Ein Winterkleid, welches sie sich selbst geschneidert, fand allgemeinen Beifall. Die französische Gouvernante versicherte: mit solchem Wurf zu schneiden verstehe nur eine wenigstens halbfranzösische Hand. Frau vom Ende aber sah noch eine andere Art ab, die „Wengersky“ nutzbar zu machen. Die Zeit der Hoffeste kam heran, und es mußte an Eglantines Toiletten gedacht werden.

„Sie könnten wol unserer Jungfer einige Winke geben,“ sprach Frau vom Ende freudlich; „Sie haben so viel Geschick und ein so großes Geschick, als ob Sie eine berühmte Modistin wären.“

„Da wäre ich ja, wozu Arthur mich machen wollte,“ commentirte Espérance in Gedanken mit wehmüthiger Bitterkeit das schmeichelhafte Anerbieten. Sie stellte sich, ihre Scheere und ihre Nadel Eglantines zur Verfügung und glitt somit noch unaufhaltsamer der Region unbestimmter Frauenexistenzen zu.

Da fühlte sie eines Tages ihre Hände warm in zwei andere geschlossen, ein hochgewachsener Mann sah mit einem Ausdruck aufrichtiger Freude herab auf sie und eine weiche Stimme sagte voll Zärtlichkeit:

„Sie hier, Fräulein Baronesse! Sie sehen, Ihr Name ist kein trügerischer gewesen; ich bin aus allen Gefahren glücklich wiedergekommen.“

„Das hab' ich mit Freunden gehört,“ antwortete Espérance, und auch ihre Stimme hatte einen Ton, wie er in Pöllnitz völlig fremd war. „Ich habe mich oft gefragt, wie Ihre Reise wol abgelaufen sein möchte. Hier erfuhr ich es endlich.“

„Sie haben also an mich gedacht?“ frug Baron Waldow. „Solches Kind, wie Sie noch waren? Denn es ist lange her — wissen Sie's?“

„Fünfzehn Jahr,“ erwiderte sie lächelnd und wehmüthig zugleich.

Ja, fünfzehn Jahre waren verflossen, seit Albrecht von Waldow das schlanke Mädchenkind von den Steinen des Bergbaches ans Ufer gehoben hatte, und im Verlauf dieser Zeit war er aus einem dilettantischen Touristen zu einem reizenden Gelehrten gereift, welcher, weil jetzt Alles rubricirt werden muß, einiger Werke über das historische Afrika wegen unter die Afrika-Reisenden gerechnet wurde. Jetzt hatte er so eben ausnahmsweise Sardinien bereist und war im Begriff, seine phönizische Ausbeute von dieser Insel in die Form eines Reisebuches zu bringen. Um es ungestört zu können, wollte er die Sommermonate in der hübschen, halb ländlichen Residenz verweilen, bei welcher Pöllnitz lag. „Ich kenne dort keinen Menschen,“ dachte er, „folglich kann ich ganz ungestört arbeiten, denn angenommen auch, man kennt meinen Namen, so wird man doch mich persönlich in Ruhe lassen — in solchen kleinen Residenzen interessirt man sich nicht für ernste Literatur.“ Baron Waldow hatte ohne Pöllnitz gerechnet. In Pöllnitz interessirte man sich für ernste Literatur, und Pöllnitz gab für die ganze Residenz den geistigen Ton an. Herr vom Ende war so und so viel Jahre der herrschende Minister gewesen und jetzt die Berühmtheit der Stadt. Auch mußte, was irgend von einiger Bedeutung war und selbst nur vier- undzwanzig Stunden in der Residenz blieb, hinaus nach Pöllnitz; es war das eine Ueberlieferung, ein Herkommen, eine Verpflichtung, und Baron Waldow entging seinem Schicksal nicht.

„Sie können's nicht?“ fragte der Baron mit der höchsten Ueberraschung. „Wären Sie nicht frei? Sie sagten mir doch, ich sei Ihr einziger Freund?“

„Weil ich von meinem einzigen Geliebten auf ewig getrennt bin.“

„Warum getrennt?“

„Weil wir einander nicht angehören können.“

„Was hindert's?“

„Seine Pflicht. Er ist verheirathet.“

„Und hat Sie dennoch durch ein Versprechen gebunden?“

„Ich that's. Und selbst ohne Versprechen würd' ich ihm treu bleiben.“

„Ist das recht?“

„Ich sehe kein Unrecht. Ich erhebe nicht den geringsten Anspruch an ihn. Wir correspondiren nicht. Seine Frau hat ihn ganz.“

„Aber er verlangt Ihr ganzes Leben zum Opfer.“

„Es ist kein Opfer von meiner Seite. Es ist nur die Unmöglichkeit, je einen andern Mann zu lieben.“

„Das wußten Sie und ließen mich sprechen!“ sagte Albrecht von Waldow, mehr schmerzlich berührt, als beleidigt.

„Konnte ich denn ahnen, daß ein Mann wie Sie an mich denken würde?“ entgegnete Espérance traurig, aber doch ruhig, im Bewußtsein ihrer Redlichkeit. „Ich habe Sie so hoch gestellt und mich Ihnen so tief untergeordnet gefühlt —“

„Ja, in dieser weiblichen Demuth, jetzt so selten, liegt Ihr tiefer Zauber,“ sprach er, nachdenklich mit dem Kopfe nickend.

„Ich weiß nicht, ob ich ungewöhnlich demüthig bin,“ antwortete Espérance. „Mir ist es Natur, an bedeutenden Männern hinauf zu sehen. Daß der bedeutendste, den ich kennen lernte, mich für würdig erachtet hat, sein Haus für ihn zu hüten, wird mir, so lange mein Leben währt, eine erhebende Erinnerung sein. Lassen Sie es sich nicht leid thun, mir diese Ehre erwießen zu haben.“

„Wenn Sie den Stolz verlesen, so wissen Sie ihn auch wieder zu heilen,“ sprach Baron Waldow. „Von Ihnen kann ein Mann Nein ohne Groll hören. Aber es thut mir auf einmal unbeschreiblich weh, daß Sie mir nicht gehören sollen, daß ich nicht für Sie sorgen soll. Ob ich Sie am Ende geliebt habe, ohne es zu wissen? Das Herz spielt uns solche Streiche.“

„Espérance bewegte abwehrend den Kopf. „D nein, geliebt haben Sie mich nicht.“

„Nun denn, lieb gehabt,“ sagte er. „Und lieb will ich Sie behalten, von nun an für immer. Ich will auch ein ‚Für immer‘ haben. Wenn Sie je eines Freundes bedürfen —“ er zog seine Karte hervor und schrieb mit Bleistift deutlich eine Adresse darauf — „ein Brief unter dieser Adresse wird mir überall nachgeschickt. Versprechen Sie mir, daß Sie sich an mich wenden wollen?“

„Abermals bot er ihr die Hand, und jetzt legte sie die ihrige hinein. „Ich sehe Sie aber doch noch?“ fragte sie schüchtern.“

„Ja, wie der Dieb in der Nacht geh' ich nicht fort,“ antwortete er wehmüthig. „Nur von dem kurzen lieblichen Traum einer Espérance als Frau nehm' ich jetzt Abschied.“

Er küßte ihr leise die Hand, blickte ihr noch einmal tief in die Augen und verließ sie, der letzte ihrer Bewerber, und der größte und schwerste Anstoß, welchen sie in Pöllnitz geben sollte. Dicht, der zu allen erlaubten und unerlaubten Stunden im Park herumtrod, hatte das Paar ausspionirt, behorcht und seiner Mutter verrathen. Er hatte natürlich dem Gespräch nicht zu folgen vermocht; aber was er berichtete, genügte. Der fremde Baron war mit Espérance allein gewesen, hatte lange mit ihr gesprochen und ihr schließlich die Hand geküßt. Es war drollig, wie die Pöllnitzer Damen Espérance diesen Handkuß abelnahmen.

„Ich finde es so undelicat,“ äußerte Frau von Rex. „Und ich kann Alles nicht leiden, was so hinterrücks geschieht. Intrigante Person!“

„Ich muß mit ihr darüber sprechen,“ erklärte Frau vom Ende.

Zum Glück war Eglantine insofern vernünftiger, daß sie die Mutter davon zurückhielt, Espérance zur Rede zu stellen, oder wie sie es ausdrückte: sich in die Herzensangelegenheiten der Wengersky zu mischen. Was ging es Eines von ihnen an, ob die Wengersky sich wer weiß was einbildete? Daß Baron Waldow ernstliche Absichten ehrlich ausgesprochen haben könne, das fiel keiner von den Damen auch nur im Traum ein. Und daß gar Espérance Nein gesagt haben könne — wer ihnen das versichert hätte, den würden sie einfach ausgelacht haben. Es verletzte sie eben nur, daß Baron Waldow gerade Espérance ausgezeichnet haben sollte, und zwar so kurz vor seiner Abreise, wo nicht mehr Zeit blieb, ihn auf den besseren Weg zurückzuführen. Ueberhaupt verlor er nun er fort wollte, auf einmal seinen Werth und zugleich den Einfluß, durch welchen er bisher Espérance geschützt hatte. Sie wurde plötzlich wieder die Fremde, welche kein eigentliches

„Das hab' ich mit Freunden gehört,“ antwortete Espérance, und auch ihre Stimme hatte einen Ton, wie er in Pöllnitz völlig fremd war. „Ich habe mich oft gefragt, wie Ihre Reise wol abgelaufen sein möchte. Hier erfuhr ich es endlich.“

„Sie haben also an mich gedacht?“ frug Baron Waldow. „Solches Kind, wie Sie noch waren? Denn es ist lange her — wissen Sie's?“

„Fünfzehn Jahr,“ erwiderte sie lächelnd und wehmüthig zugleich.

Ja, fünfzehn Jahre waren verflossen, seit Albrecht von Waldow das schlanke Mädchenkind von den Steinen des Bergbaches ans Ufer gehoben hatte, und im Verlauf dieser Zeit war er aus einem dilettantischen Touristen zu einem reizenden Gelehrten gereift, welcher, weil jetzt Alles rubricirt werden muß, einiger Werke über das historische Afrika wegen unter die Afrika-Reisenden gerechnet wurde. Jetzt hatte er so eben ausnahmsweise Sardinien bereist und war im Begriff, seine phönizische Ausbeute von dieser Insel in die Form eines Reisebuches zu bringen. Um es ungestört zu können, wollte er die Sommermonate in der hübschen, halb ländlichen Residenz verweilen, bei welcher Pöllnitz lag. „Ich kenne dort keinen Menschen,“ dachte er, „folglich kann ich ganz ungestört arbeiten, denn angenommen auch, man kennt meinen Namen, so wird man doch mich persönlich in Ruhe lassen — in solchen kleinen Residenzen interessirt man sich nicht für ernste Literatur.“ Baron Waldow hatte ohne Pöllnitz gerechnet. In Pöllnitz interessirte man sich für ernste Literatur, und Pöllnitz gab für die ganze Residenz den geistigen Ton an. Herr vom Ende war so und so viel Jahre der herrschende Minister gewesen und jetzt die Berühmtheit der Stadt. Auch mußte, was irgend von einiger Bedeutung war und selbst nur vier- undzwanzig Stunden in der Residenz blieb, hinaus nach Pöllnitz; es war das eine Ueberlieferung, ein Herkommen, eine Verpflichtung, und Baron Waldow entging seinem Schicksal nicht.

„Sie können's nicht?“ fragte der Baron mit der höchsten Ueberraschung. „Wären Sie nicht frei? Sie sagten mir doch, ich sei Ihr einziger Freund?“

„Weil ich von meinem einzigen Geliebten auf ewig getrennt bin.“

„Warum getrennt?“

„Weil wir einander nicht angehören können.“

„Was hindert's?“

„Seine Pflicht. Er ist verheirathet.“

„Und hat Sie dennoch durch ein Versprechen gebunden?“

„Ich that's. Und selbst ohne Versprechen würd' ich ihm treu bleiben.“

„Ist das recht?“

„Ich sehe kein Unrecht. Ich erhebe nicht den geringsten Anspruch an ihn. Wir correspondiren nicht. Seine Frau hat ihn ganz.“

„Aber er verlangt Ihr ganzes Leben zum Opfer.“

„Es ist kein Opfer von meiner Seite. Es ist nur die Unmöglichkeit, je einen andern Mann zu lieben.“

„Das wußten Sie und ließen mich sprechen!“ sagte Albrecht von Waldow, mehr schmerzlich berührt, als beleidigt.

„Konnte ich denn ahnen, daß ein Mann wie Sie an mich denken würde?“ entgegnete Espérance traurig, aber doch ruhig, im Bewußtsein ihrer Redlichkeit. „Ich habe Sie so hoch gestellt und mich Ihnen so tief untergeordnet gefühlt —“

„Ja, in dieser weiblichen Demuth, jetzt so selten, liegt Ihr tiefer Zauber,“ sprach er, nachdenklich mit dem Kopfe nickend.

„Ich weiß nicht, ob ich ungewöhnlich demüthig bin,“ antwortete Espérance. „Mir ist es Natur, an bedeutenden Männern hinauf zu sehen. Daß der bedeutendste, den ich kennen lernte, mich für würdig erachtet hat, sein Haus für ihn zu hüten, wird mir, so lange mein Leben währt, eine erhebende Erinnerung sein. Lassen Sie es sich nicht leid thun, mir diese Ehre erwießen zu haben.“

„Wenn Sie den Stolz verlesen, so wissen Sie ihn auch wieder zu heilen,“ sprach Baron Waldow. „Von Ihnen kann ein Mann Nein ohne Groll hören. Aber es thut mir auf einmal unbeschreiblich weh, daß Sie mir nicht gehören sollen, daß ich nicht für Sie sorgen soll. Ob ich Sie am Ende geliebt habe, ohne es zu wissen? Das Herz spielt uns solche Streiche.“

„Espérance bewegte abwehrend den Kopf. „D nein, geliebt haben Sie mich nicht.“

„Nun denn, lieb gehabt,“ sagte er. „Und lieb will ich Sie behalten, von nun an für immer. Ich will auch ein ‚Für immer‘ haben. Wenn Sie je eines Freundes bedürfen —“ er zog seine Karte hervor und schrieb mit Bleistift deutlich eine Adresse darauf — „ein Brief unter dieser Adresse wird mir überall nachgeschickt. Versprechen Sie mir, daß Sie sich an mich wenden wollen?“

„Abermals bot er ihr die Hand, und jetzt legte sie die ihrige hinein. „Ich sehe Sie aber doch noch?“ fragte sie schüchtern.“

„Ja, wie der Dieb in der Nacht geh' ich nicht fort,“ antwortete er wehmüthig. „Nur von dem kurzen lieblichen Traum einer Espérance als Frau nehm' ich jetzt Abschied.“

Er küßte ihr leise die Hand, blickte ihr noch einmal tief in die Augen und verließ sie, der letzte ihrer Bewerber, und der größte und schwerste Anstoß, welchen sie in Pöllnitz geben sollte. Dicht, der zu allen erlaubten und unerlaubten Stunden im Park herumtrod, hatte das Paar ausspionirt, behorcht und seiner Mutter verrathen. Er hatte natürlich dem Gespräch nicht zu folgen vermocht; aber was er berichtete, genügte. Der fremde Baron war mit Espérance allein gewesen, hatte lange mit ihr gesprochen und ihr schließlich die Hand geküßt. Es war drollig, wie die Pöllnitzer Damen Espérance diesen Handkuß abelnahmen.

„Ich finde es so undelicat,“ äußerte Frau von Rex. „Und ich kann Alles nicht leiden, was so hinterrücks geschieht. Intrigante Person!“

„Ich muß mit ihr darüber sprechen,“ erklärte Frau vom Ende.

Zum Glück war Eglantine insofern vernünftiger, daß sie die Mutter davon zurückhielt, Espérance zur Rede zu stellen, oder wie sie es ausdrückte: sich in die Herzensangelegenheiten der Wengersky zu mischen. Was ging es Eines von ihnen an, ob die Wengersky sich wer weiß was einbildete? Daß Baron Waldow ernstliche Absichten ehrlich ausgesprochen haben könne, das fiel keiner von den Damen auch nur im Traum ein. Und daß gar Espérance Nein gesagt haben könne — wer ihnen das versichert hätte, den würden sie einfach ausgelacht haben. Es verletzte sie eben nur, daß Baron Waldow gerade Espérance ausgezeichnet haben sollte, und zwar so kurz vor seiner Abreise, wo nicht mehr Zeit blieb, ihn auf den besseren Weg zurückzuführen. Ueberhaupt verlor er nun er fort wollte, auf einmal seinen Werth und zugleich den Einfluß, durch welchen er bisher Espérance geschützt hatte. Sie wurde plötzlich wieder die Fremde, welche kein eigentliches

„Das hab' ich mit Freunden gehört,“ antwortete Espérance, und auch ihre Stimme hatte einen Ton, wie er in Pöllnitz völlig fremd war. „Ich habe mich oft gefragt, wie Ihre Reise wol abgelaufen sein möchte. Hier erfuhr ich es endlich.“

„Sie haben also an mich gedacht?“ frug Baron Waldow. „Solches Kind, wie Sie noch waren? Denn es ist lange her — wissen Sie's?“

„Fünfzehn Jahr,“ erwiderte sie lächelnd und wehmüthig zugleich.

Ja, fünfzehn Jahre waren verflossen, seit Albrecht von Waldow das schlanke Mädchenkind von den Steinen des Bergbaches ans Ufer gehoben hatte, und im Verlauf dieser Zeit war er aus einem dilettantischen Touristen zu einem reizenden Gelehrten gereift, welcher, weil jetzt Alles rubricirt werden muß, einiger Werke über das historische Afrika wegen unter die Afrika-Reisenden gerechnet wurde. Jetzt hatte er so eben ausnahmsweise Sardinien bereist und war im Begriff, seine phönizische Ausbeute von dieser Insel in die Form eines Reisebuches zu bringen. Um es ungestört zu können, wollte er die Sommermonate in der hübschen, halb ländlichen Residenz verweilen, bei welcher Pöllnitz lag. „Ich kenne dort keinen Menschen,“ dachte er, „folglich kann ich ganz ungestört arbeiten, denn angenommen auch, man kennt meinen Namen, so wird man doch mich persönlich in Ruhe lassen — in solchen kleinen Residenzen interessirt man sich nicht für ernste Literatur.“ Baron Waldow hatte ohne Pöllnitz gerechnet. In Pöllnitz interessirte man sich für ernste Literatur, und Pöllnitz gab für die ganze Residenz den geistigen Ton an. Herr vom Ende war so und so viel Jahre der herrschende Minister gewesen und jetzt die Berühmtheit der Stadt. Auch mußte, was irgend von einiger Bedeutung war und selbst nur vier- undzwanzig Stunden in der Residenz blieb, hinaus nach Pöllnitz; es war das eine Ueberlieferung, ein Herkommen, eine Verpflichtung, und Baron Waldow entging seinem Schicksal nicht.

„Sie können's nicht?“ fragte der Baron mit der höchsten Ueberraschung. „Wären Sie nicht frei? Sie sagten mir doch, ich sei Ihr einziger Freund?“

„Weil ich von meinem einzigen Geliebten auf ewig getrennt bin.“

„Warum getrennt?“

„Weil wir einander nicht angehören können.“

„Was hindert's?“

„Seine Pflicht. Er ist verheirathet.“

„Und hat Sie dennoch durch ein Versprechen gebunden?“

„Ich that's. Und selbst ohne Versprechen würd' ich ihm treu bleiben.“

„Ist das recht?“

„Ich sehe kein Unrecht. Ich erhebe nicht den geringsten Anspruch an ihn. Wir correspondiren nicht. Seine Frau hat ihn ganz.“

„Aber er verlangt Ihr ganzes Leben zum Opfer.“

„Es ist kein Opfer von meiner Seite. Es ist nur die Unmöglichkeit, je einen andern Mann zu lieben.“

„Das wußten Sie und ließen mich sprechen!“ sagte Albrecht von Waldow, mehr schmerzlich berührt, als beleidigt.

„Konnte ich denn ahnen, daß ein Mann wie Sie an mich denken würde?“ entgegnete Espérance traurig, aber doch ruhig, im Bewußtsein ihrer Redlichkeit. „Ich habe Sie so hoch gestellt und mich Ihnen so tief untergeordnet gefühlt —“

„Ja, in dieser weiblichen Demuth, jetzt so selten, liegt Ihr tiefer Zauber,“ sprach er, nachdenklich mit dem Kopfe nickend.

„Ich weiß nicht, ob ich ungewöhnlich demüthig bin,“ antwortete Espérance. „Mir ist es Natur, an bedeutenden Männern hinauf zu sehen. Daß der bedeutendste, den ich kennen lernte, mich für würdig erachtet hat, sein Haus für ihn zu hüten, wird mir, so lange mein Leben währt, eine erhebende Erinnerung sein. Lassen Sie es sich nicht leid thun, mir diese Ehre erwießen zu haben.“

„Wenn Sie den Stolz verlesen, so wissen Sie ihn auch wieder zu heilen,“ sprach Baron Waldow. „Von Ihnen kann ein Mann Nein ohne Groll hören. Aber es thut mir auf einmal unbeschreiblich weh, daß Sie mir nicht gehören sollen, daß ich nicht für Sie sorgen soll. Ob ich Sie am Ende geliebt habe, ohne es zu wissen? Das Herz spielt uns solche Streiche.“

„Espérance bewegte abwehrend den Kopf. „D nein, geliebt haben Sie mich nicht.“

„Nun denn, lieb gehabt,“ sagte er. „Und lieb will ich Sie behalten, von nun an für immer. Ich will auch ein ‚Für immer‘ haben. Wenn Sie je eines Freundes bedürfen —“ er zog seine Karte hervor und schrieb mit Bleistift deutlich eine Adresse darauf — „ein Brief unter dieser Adresse wird mir überall nachgeschickt. Versprechen Sie mir, daß Sie sich an mich wenden wollen?“

„Abermals bot er ihr die Hand, und jetzt legte sie die ihrige hinein. „Ich sehe Sie aber doch noch?“ fragte sie schüchtern.“

„Ja, wie der Dieb in der Nacht geh' ich nicht fort,“ antwortete er wehmüthig. „Nur von dem kurzen lieblichen Traum einer Espérance als Frau nehm' ich jetzt Abschied.“

Er küßte ihr leise die Hand, blickte ihr noch einmal tief in die Augen und verließ sie, der letzte ihrer Bewerber, und der größte und schwerste Anstoß, welchen sie in Pöllnitz geben sollte. Dicht, der zu allen erlaubten und unerlaubten Stunden im Park herumtrod, hatte das Paar ausspionirt, behorcht und seiner Mutter verrathen. Er hatte natürlich dem Gespräch nicht zu folgen vermocht; aber was er berichtete, genügte. Der fremde Baron war mit Espérance allein gewesen, hatte lange mit ihr gesprochen und ihr schließlich die Hand geküßt. Es war drollig, wie die Pöllnitzer Damen Espérance diesen Handkuß abelnahmen.

„Ich finde es so undelicat,“ äußerte Frau von Rex. „Und ich kann Alles nicht leiden, was so hinterrücks geschieht. Intrigante Person!“

„Ich muß mit ihr darüber sprechen,“ erklärte Frau vom Ende.

Zum Glück war Eglantine insofern vernünftiger, daß sie die Mutter davon zurückhielt, Espérance zur Rede zu stellen, oder wie sie es ausdrückte: sich in die Herzensangelegenheiten der Wengersky zu mischen. Was ging es Eines von ihnen an, ob die Wengersky sich wer weiß was einbildete? Daß Baron Waldow ernstliche Absichten ehrlich ausgesprochen haben könne, das fiel keiner von den Damen auch nur im Traum ein. Und daß gar Espérance Nein gesagt haben könne — wer ihnen das versichert hätte, den würden sie einfach ausgelacht haben. Es verletzte sie eben nur, daß Baron Waldow gerade Espérance ausgezeichnet haben sollte, und zwar so kurz vor seiner Abreise, wo nicht mehr Zeit blieb, ihn auf den besseren Weg zurückzuführen. Ueberhaupt verlor er nun er fort wollte, auf einmal seinen Werth und zugleich den Einfluß, durch welchen er bisher Espérance geschützt hatte. Sie wurde plötzlich wieder die Fremde, welche kein eigentliches

Recht hatte, im Hause zu sein. Bis jetzt war stillschweigend angenommen worden, daß sie als Nützlichkeitssperson, wie sie sagte, als allgemeine Nähmaschine vorläufig wenigstens in der Familie bleiben sollte. Nun aber wollte, ohne allen Grund, ohne jede Erklärung, es die arme Espérance dünkten, als zeige Baron Waldow durch seinen unvorhergesehenen Aufbruch auch ihr den Weg ins Weite, und über ihrem Haupte beginne das Dach, welches fast ein Jahr sie geschirmt, bereits zu verschwinden.

Wo sollte sie ein anderes finden, um sich zu bergen? Sie wußte es noch nicht.

Sie wußte indessen auch nicht, daß schon seit einem Jahre auf dem Gottesacker von Neapel mit dem südlich wilden Pflanzenwuchs und dem Wunderblick auf Stadt, Gebirg und Meer, fern von ihrer Heimath, eine ungeliebte Frau lag, um welche der Gatte, aus Achtung vor der Todten, vor der Welt und vor sich selbst die volle Zeit äußerlich trauern wollte, die von der Schicksaligkeit gefordert wird.

Erst als er seiner Pflicht gegen die Verstorbene so gut Genüge gethan, wie einst gegen die Lebende, eilte er und suchte sein neues Glück.

Er fand es, und Espérance fand statt unter dem fremden Dache Schutz an einem Herzen, welches ihr einzig eigen war.

Als sie nach drei Jahren wieder von Rispoli aus auf das Meer bei Sorrent blickte, da war es die Baronin von Planta, welche dort stand.

Die Mode.

Es kann nicht geleugnet werden, daß uns die Toilette im Augenblick die lebenswürdigsten Concessionen macht. Im Grunde ist Alles in, Nichts aus der Mode. Man darf so ziemlich Alles tragen, was man besitzt, und dabei nur weiß wie weit zurückgreifen und wär's bis in die längst vergangenen Tage der Echarpe. Wir sind in der That wieder bei ihr angelangt, der lange propheteiten, nie verwirklichten Echarpe und wir werden ihr voraus-sichtlich in endloser Abwechslung begegnen. Echarpe von dem Stoffe des Costüms, Echarpe von weissem Mull, von leichtem Bercal und Bayrre, elegantere Exemplare in Crepe-de-Chine, glatt oder geflickt, in einfachem Kalidmir oder Taffet — dies Alles werden wir tragen sehen, ohne doch die Mode ausschließlich dadurch vertreten zu wissen; wir dürfen mit gleichem Recht jeden andern unserer Umhänge daneben tragen. Man ahnt sogar die Anerkennung des Schenkers.

Es erscheint factisch hier und da, als wenn die Moden-Journale, die von der Gewohnheit infallibler Gesetzgebung der Toilette nicht lassen können, unter dieser Concessions-Stimmung des Augenblicks Niederlagen erlitten, die sie häufig sogar zu offener Verleugung ihrer Decrete veranlassen. Wie lange ist es her, daß es für ganz unmöglich erklärt wurde, unter der Tunka und Bolonaise noch weiter Röcke von schwarzer Färbung zu tragen; man trägt sie mehr denn je.

Die Tunka war von der Bolonaise vollständig todt gemacht — man trägt gerade so viel Tunka wie Bolonaise. Es sollte ein Taffetseher sein, ohne irgend einen Ueberwurf oder Umhang anzuziehen — man läßt seine Paletots, Mantellets und Fichus nach Belieben ruhig zu Hause.

Man träumte eine kurze Zeit von dem Reize des einfach glatten Rockes, und man begegnet ihm auch hier und da unter voller Anerkennung — aber das geübteste Auge sei herausgefordert, die complicirten Geheimnisse zu ergründen, welche die Garnitur hundert und aberhundert anderer Röcke aufweist. Kein Mensch wird über die einfache Anwendung der Franze erstaunen — er wird ebenso gleichmüthig bleiben gegenüber jenem Labyrinth von Draperien, die da kommen, gehen, verschwinden, wieder umkehren, enden, wieder anfangen, sich erheben, sich senken und das Costüm mancher Dame vollständig unenträthelbar umwickeln.

Wir haben jetzt lange keine solche Toleranz erfahren! Die Neigung für die Schleppe wäre etwa das Einzige, das ausgesprochen dominirte. Jedermann rathsonirt über die Nützlichkeit dieser unpraktischen Mode, aber darum wird weder ein neuer Anzug süßere und rund bestellt, noch eine einzige Schleppe abgegriffen werden. Es sind im Laufe der Zeit schon hundertmal über die Thorheit zusammengeschrieben worden, sich dem Glauben hinzugeben, daß so und so viel nachgeschleppte Meter Stoff irgend etwas zur Schönheit und Grazie einer Frau beizutragen vermöchten — aber wann hätte die Thorheit einer Mode ihr schon geschadet?

Die Modisten versuchen allerlei, um die Schleppe zum gefälligen Faltenwurf zu zwingen, ohne daß sie sich umschlägt. Die einfachste Art davon wäre etwa folgendermaßen zu zeichnen: die Schleppe — ob edig oder rund geschnitten, ob garnirt oder glatt, ist von der Taille bis in die Gegend des Kniees so fest zusammengezogen, daß sie sich erst von hier aus zu entfalten beginnt, um am Rande ihren Faltenwurf völlig zu entwickeln — einfache, an der Innenseite des Rockes in einiger Entfernung von einander angebrachte Leinen- oder Taffetbänder gefalten es, durch Zusammenbinden, dieselbe nach Belieben mehr oder weniger zusammenzuziehen.

Die Taillenform der Kleider hängt an sich zu verändern und zwar in den Seitentheilen und dem Rücken. Bald sehen wir erstere sich unten am Rücken vereinigen, bald begegnen wir großen Westenschößen mit farbigen Aufschlägen und Knöpfen. Der Knopf wird allgemein kleiner. Die Bolonaise tragen die ganze Vorderlänge herab Verschmürungen, die über einen Farber, etwa 6 Centimeter breiten Seidenstreifen gelegt sind. Von der Farbe der Bolonaise gewählt, wird derselbe, bei dem Offenbleiben der Legeten und dem recht weitaufhängigen Schnürgewebe, vollständig sichtbar. Der Hals-ausschnitt wird von einem kleinen Krage garnirt, um welchen sich ein fein gefalteter Watiststreifen legt. Der untere Theil der Ärmel ist ebenfalls verschmürt und mit großen Spangen geschlossen — etwas, was der Toilette einen mittelalterlichen Anstrich verleiht, und nicht übel ausseht. Auch am Vordertheil der Taille sieht man bereits Verschmürungen über einer vollständigen farbigen Weste.

Süßliche, einfache Leinenkleider werden vielfach mit Filet in Zwirn garnirt; der darüber gesetzte Kopf eines weißen oder farbigen Feinwebes wird in künstlichem Geschmack benäht, oder in jener flüchtigen, graziosen Stiderei, die à la jardinière genannt wird. Vorjährigen Sommerkleidern kann durch diese einfache, leicht selbst herzustellende Garnitur eine sehr empfehlenswerthe Frische verliehen werden.

Für die Garnitur kommt die rothe Farbe immer mehr in Aufnahme — und wir finden darin zwei Nuancen vorzugsweise beliebt. Das etwas ins Gelbe greifende Sultanroth und eine bläuliche Schattirung unter der populären Bezeichnung „Tobannisbrod“. Man decorirt rahmgelben Kalidmir mit rothen Schleifen, die Verschmürungen der Bolonaise spinnen ihre Netze über rothe Seidenfütter — man sieht rosa mit roth vereinen, man garnirt feinerlei Blau, ohne diese Farbe des Tages zu verwenden. Es kommen Compositionen ans Licht, die geeignet sind, manchen Menschen ganz wir zu machen! Als das Roth begann, mit diesem Blotulismus aufzutreten, fand man es geschmacklos und häßlich. Vier Wochen später fand man die bunte Malerei ganz annehmbar und heute, Hand aufs Herz! — wer machte sie nicht mit?

Denn auch in den Schirmen und auf den Hüten dominirt sie. Es gibt bestimmte Farben, die geradezu aus der Toilette verschwinden sind, seit diese brennende Tyrannin auftrat; die vornehmste, reservirte Waldenfarbe, das schlichte, reine Grün sind im Augenblick vollständig abhanden gekommen, und wo sie in den Nuancen kleiner poetischer Gräser Arrangements auf den Hüten etwa noch bestehen, da finden wir sie gewiß halb erbrüdt vor rothen Rosen, Schleifen oder gar Fahnenfedern, welche letztere ganz vorzugsweise zum Arrangement verwendet werden.

Was die Form des Huttes anbelangt, so erscheint mir unter unsern Neuheiten als das Auffälligste die Schwärmerie, die man für kleine, schizophloe toques hat, die aus Federn und Vogelfedern hergestellt werden. Zwei Ecken bilden sich kreuzend den Köpfen bilden z. B. die Mandelbinaufung und buntschillernde Pfauenfedern decken den Kopfstiel. Einfachere Arrangements weisen statt dessen in der Regel die Fahnenfedern auf. Auch der Pifferaro aus grobem Geflecht mit spigem Kopf und breiter, schühender Krempe wird sehr viel getragen, er vertritt ganz vorzugsweise den Kinderhut, und wird vielfach mit rotthebenen Schirmen und pompons (aufgeschnittene Kugelquasten) garnirt.

Die Promenade leuchtet von rothen Schirmen. Vielleicht bringen wir noch in Erfahrung, wie sich die Augen der betreffenden Besizerinnen unter ihnen befinden, und werden es dann nicht veräumen, mitzutheilen. Vorläufig ist nur zu constatiren, daß die Schirme zu passenden Costümen sehr gut und elegant ausfallen können; es drängt sich einem nur immer der Wunsch auf, daß sie auf der Promenade bleiben und nicht, verkehrend, etwa einmal in die Nähe einer Viehwede gerathen möchten, sie wären dann eine positive Lebensgefahr für ihre Trägerinnen!

Die Haarrisuren, die man zu sehen bekommt, werden kleiner, die Hüte, rechnen wir die toques ab, alle größer. Man bereitet augenscheinlich wieder

jene Formen vor, welche in der Restaurationszeit bibis und cabriolets hießen, aber diesmal kaum hübscher sein werden, als sie es damals waren.

In den Batistenschürken wird der Hohlraum wieder modern, an dem einst die Hände unserer Großmütter arbeiteten; uns erleichtert die Maschine diese für jene einst so mühselige Handarbeit fast zur Spielerei und wir werden binnen kurzem kaum noch andere Fücher nähen, als solche mit modernen Nivieren. Das Monogram des Fuches sticht man lang und schmal.

Auch die Schuhe mit Spangeln müssen eine Erwähnung finden; sie kommen immer mehr in Aufnahme und die Gesellschaftszeit im Herbst und Winter wird ihnen zweifellos vollständig zum Siege verhelfen.

Berouka von G.

Plandereien.

Die schwierige Frage: „Was ist Liebenswürdigkeit?“ hat ein englischer Schriftsteller in folgender interessanter und, wie uns dünkt, meist sehr zutreffender Weise beantwortet: Liebenswürdigkeit liegt nicht in Perlpudder, noch in goldener Haarfarbe, noch in Juwelen. Man kann sie in keiner Nase oder Wäsche erhalten. Es ist angenehm, schön zu sein; aber alle Schönheit ist noch nicht Liebenswürdigkeit. Es gibt eine höhere Schönheit, die gleichsam von innen strahlt. Augen, Nase, Haar oder Feint thun es noch nicht; was man ist, entscheidet — mag uns nun die Natur hübsch oder gewöhnlich gebildet haben. Gute Menschen sehen niemals unliebenswürdig aus. Wie immer die Gesichter an sich sein mögen, ein freundlicher Ausdruck verfährt mit Allem. Sind sie dazu noch heiter, so wird sie Niemand weniger lieben, weil die Züge nicht ganz regelmäßig sind oder weil sie zu bleich oder dunkel gefärbt erscheinen. Die Cultur des Geistes gibt den Gesichtern einen neuen Reiz, und wenn ein Mädchen geliebt sein will, liegt das mehr in ihrer Gewalt, als Tausende es ahnen. Weder kosmetische Mittel, noch Toilette entscheiden, aber natürlich wird eine liebenswürdige Dame sich immer nett und mit Geschmack kleiden. Erzwungenes Lächeln, affectirte Freundlichkeit helfen nichts; man muß gut fühlen, nicht neidisch, nicht launenhaft sein, und man wird unabsichtlich Liebe einflößen. Dann tritt ein Ausdruck in die Züge, der oft die Köpfe der Jugend erseht und dem Weibe nicht nur einen Gatten gewinnt, sondern einen Liebenden für Zeitlebens.

Das feine Paris schafft jetzt die profaischen, spießbürgerlichen „lettres de faire part“ bei dem Eintreten eines glücklichen Familienereignisses ab. Man wird nicht mehr lesen: „Heute Nacht besahnte mich meine liebe Frau u. s. w.“ oder: „Durch die Geburt eines — minderbens! — prächtigen Tochterchens wurden hoch erfreut u. s. w.“ Der neu eingetroffene Webé tritt sofort „salonfähig“ auf. Er verfährt seine Visitenkarte auf feinstem, rosenrothem oder himmelblauen Velin, je nachdem er Hübslein oder Mägdelein, einfach mit dem Datum, an welchem es ihm gerührt hat, im elterlichen Hause anzukommen. J. B. „Mlle. Camille de Trois-Etoiles, le 27 Avril 1876“ oder: „Le Vicomte Henri de l'Esparre, le 6 Mars 1877.“

Unter dem Titel: „Was wir von den Frauen denken“ ist in Brüssel, in Form einer kleinen Brochüre, eine interessante Blüthenlese von Aussprüchen französischer Schriftsteller über das schöne Geschlecht erschienen; wir geben daraus einige Proben.

Fr. v. Staël. Die Liebe ist im Leben der Frauen eine Geschichte, in dem des Mannes eine Episode.

Octave Feuillet. Gott hat es so angeordnet, daß sich nur zwei Frauen recht mit dem Glück eines Mannes beschäftigen dürfen: seine Mutter und die Mutter seiner Kinder. Außer diesen zwei legitimen Gattungen von Liebe gibt es zwischen den beiden Creaturen nur eitle Aufregungen, schmerzlichen und lächerlichen Wahn.

Bougeart. Reden wir im Allgemeinen schlimm von den Frauen, so erheben sich Alle gegen uns; machen wir aber eine Augenwendung auf eine Einzelne, so geben uns Alle vollkommen Recht.

J. J. Rousseau. Die Männer philosophiren besser über das menschliche Herz, aber die Frauen leben besser darin.

Duclos. Große und seltene Herzensopfer wird man fast nur bei Frauen finden; fast alle guten Momente in der Liebe sind ihr Werk, oft auch in der Freundschaft, besonders wenn diese auf die Liebe folgt.

Ch. Lenieße. Wir sind schuld an den meisten Fehlern der Frauen, ihnen aber verdanken wir die meisten unserer guten Eigenschaften.

Alphonse Karr. Saget von einer Frau: sie sei böse, eigenständig, leichtsinnig, launenhaft, aber setzt hinzu, sie sei sehr schön — seid versichert, sie wird Euch immer ein wohlwollendes Andenken bewahren. Saget ihr aber, sie sei gut, sanft, tugendhaft, verständig, aber leider sehr häßlich — sie vergißt es Euch in Eurem Leben nicht.

Daniel Stern. Die Frau ist mit einem so einschmeichelnden Reize begabt, daß schon ihre bloße Gegenwart wohlthunend ist.

Michelet. Es ist eine allgemeine Regel, die meines Wissens wenig Ausnahme hat, daß bedeutende Männer immer die Abbilder ihrer Mütter sind; sie prägen ihnen den geistigen und körperlichen Stempel auf.

Nach dem Vorgange Berlins, ist man jetzt auch in England darauf bedacht, Anstalten zur Ausbildung junger Mädchen in der Kochkunst ins Leben zu rufen. Die School Boards (städtische Schuldeputationen, aus Männern und Frauen bestehend) von London, Bristol und noch einigen anderen Städten, beschloßen, das Kochen als Unterrichtsgegenstand in die Mädchenschulen einzuführen, außerdem hat man besondere Volks-Kochschulen eingerichtet und Freistellen für diese Anstalten begründet. Es stellt sich jedoch bei diesem Unternehmen die Schwierigkeit heraus, Lehrerinnen zu finden, die allen an sie zu stellenden Anforderungen wirklich zu entsprechen im Stande sind. Dieselben sollen nicht unter 18 und nicht über 25 Jahre alt sein, hinreichende Bildung besitzen und sich einem Examen unterwerfen, in welchem sie theoretisch die Grundlagen und Principien der Kochkunst entwickeln und praktisch beweisen, was und in welcher Art sie zu kochen verstehen. Auch in Voston (Nordamerika) ist ein Damen-Comité zur Gründung einer Kochschule zusammengetreten.

Die Behauptung, daß das Weigenspielen die Frauen ungraziös erscheinen lasse, widerlegen die vielen anmüthigen Erscheinungen, welche als Meisterinnen des Instruments in die Oeffentlichkeit traten und Kränze des Ruhms ernteten: Die Schwestern Milanollo, Sophie Neruda, Camilla la Urso, Hortensie Jirges und neuerdings Marianne Strejo neben vielen Andern, welche den Bogen mit Grazie führen. Warum sollte auch gerade die Geige in der Hand der Frau dem Vorurtheil zum Opfer fallen? Ein Anderes ist es, ob die Gesundheit der jungen Mädchen durch das Spielen der Geige nicht geschädigt werde, da es eine besondere Ausdauer beim Leben verlangt und der feste, energische Druck zwischen Kinn und Brust, während beide Arme gehoben werden müssen und die Finger sich in angestrengter Thätigkeit befinden, der Entwicklung des weiblichen Organismus nicht nachtheilig, um so mehr, als die Spielerin bei ihren Übungen zu stehen, und Stundenlang zu stehen genöthigt ist. Die Anstrengungen, welche ein gutes Weigenspiel bedingt, mag wol auch der Grund sein, daß es im Ganzen nur wenig berühmte Violinistinnen gibt, wenigstens deren Anzahl eine geringe ist, im Verhältnis zu den unzähligen Pianistinnen ersten Ranges. Die Erfahrung soll übrigens herausgestellt haben, daß Mädchen ungleich rascher Fortschritte im Violinspiel machen, als Knaben und Jünglinge, sowohl der größeren Elasticität und Feinfähigkeit ihrer Finger, als ihres in gleichem Grade feineren Gehörs wegen, mittelst welchem sie jede Nuance des Tons zu unterscheiden und zu modificiren wissen. Immerhin fordert die Violine, mehr als jedes andere Instrument, wirklich musikalische Begabung; ein Stämmern darauf, und solches zum Salonvergügen erhoben, würde wahrhaft nerventödtend sein. Als Ersatz für die weibliche Stimme ist die Violine, wie kein anderes Instrument, geeignet, daher auch zur Leitung des Gesanges in Schulen und Kindergärten, wo ein Piano in der Regel fehlt und der Gesang ohne Instrumentalstütze oft recht bedenklich hin- und herdrängt, sehr rathsam. Wollten die Frauen überhaupt davon absehen, nur Brauervorstände auf einem Instrumente vorzutragen, so würde bald wieder mehr wirkliche Musik in den Familien gepflegt werden und auch die Geige als begleitendes Instrument in der Hand der Frauen dann nichts Ungewöhnliches mehr sein.

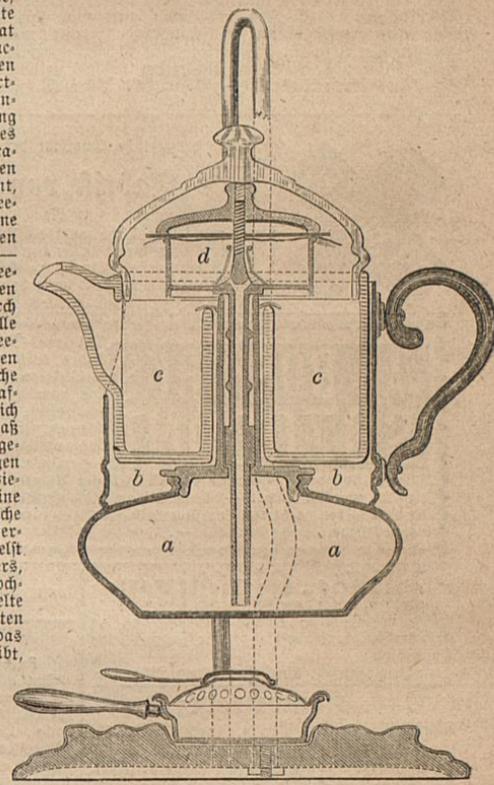
Ein originelles Urtheil über den französischen Charakter gab Kaiser Karl V. ab. An vier Dingen, oder besser, in vier Momenten ist nach dieser Charakteristik der Franzose untrüglich zu erkennen. Erstens, wenn die Uhr schlägt, zweitens, wenn er nach Etwas fragt, drittens, wenn er Etwas verspricht und endlich, wenn er auf die Damen zu sprechen kommt: — Fängt nämlich die Uhr an zu schlagen, so wird er, weil er absolut Alles für seine Unterhaltung heranziehen muß und das Schwagen in seinem Augenblick lassen kann, sich sofort danach erkundigen, wieviel die Glocke schlage. Es ist nicht denkbar, daß er je auf die Idee käme, sie auszusparen zu lassen, um es auf diese Weise direct zu erfahren. Ferner: fragt er nach Etwas, so antwortet er in der Regel schon selbst, ehe der Andere überhaupt zum Wort kommen kann. Gibt er eine Zusage, so kann man fast durchweg sicher sein, daß er sie nicht hält, und kommt sein Gespräch auf die Damen, dann macht es ihm größeres Vergnügen mit Günstbezeugungen zu prahlen, die ihm nicht zu Theil geworden sind, als solche wirklich erhalten zu haben. — Der geistvolle Kaiser hatte bei diesem Urtheil die Franzosen seiner Zeit im Auge, dennoch ist es mehr amüsant als gerecht.

Musiker haben bekanntlich häufig Liebsabereien, Jbioknrasen und Eigenthümlichkeiten so außergewöhnlicher Natur, daß man fast versucht sein könnte, sie als Narheiten zu bezeichnen. Ein französisches Journal brachte kürzlich eine kleine Zusammenstellung solcher Schrüllen. Unter konnte es danach nicht zwei Tage hintereinander in der schönsten Stadt der Welt (?) aushalten. Adam zeigte gegen grüne Bäume und Wälder eine Gleichgültigkeit, die an Verachtung grenzte. Donizetti schrieb beinahe immer auf der Reise und schenkte den Reizen der Natur nicht die geringste Aufmerksamkeit. Berz gefiel sich in Widersprüchen; seine Opern „Camille“, „Sargines“ und „Achille“ entstanden, während er mit seinen Freunden scherzte, seine Kinder schalt und sich ohne Unterlaß mit seinem alten Diener gaulte. Sacchini verlor den Faden seiner Inspirationen, wenn seine Kagen nicht über den Tisch liefen. Sarti konnte nur in einem dunklen Zimmer ohne Möbel componiren. Auch Spontini ließ in den Stunden seiner Begeisterung nur den ungewissen Schein einer düsteren Lampe zu, die in einer Ecke seines verfinsterten Zimmers aufgehängt war. Salieri mußte, um seine Phantasie anzuregen, die belebtesten Straßen durchlaufen, während er dabei Bonbons aß. Gluck suchte das Freie; er setzte er sich in den glühendsten Sonnenbrand, weil das seine Muse so verlangte. Häbel ging auf Kirchhöfen spazieren und verweilte dort stundenlang in den einsamsten Winkel. Baefello, eine bis zum Uebermaß träge Natur, blieb nicht selten tagelang im Bett liegen. Mozart setzte sich fast nie ans Clavier, ohne vorher ein Kapitel aus einem seiner Lieblings-schriftsteller, Homer, Dante und Petrarca, durchzulesen zu haben.

Nachdem schon längst ein Sturm über den „gemüthlichen“ Strid-strumpf in der Hand der Damen durch die zersetzenden Stridmaschinen ausgeführt wurde, erregt gegenwärtig in der Weltausstellung zu Philadelphia eine nicht minder geschwind arbeitende Stopfmaschine, die große und kleine „Offenherzigkeiten“ in glatten und gemusterten Stoffen binnen wenigen Minuten beilegt und die penible, die Augen anstrengende Arbeit des Stopfens mit der größten Accuratesse vollbringen hilft, die Aufmerksamkeit. Abgesehen von der Schonung des Augenlichtes, ist die Zeit, die dadurch gewonnen wird, ein doppelter Gewinn für das Haus; das unerläßlich Nothwendige wird besorgt, und es bleibt mehr Zeit für diejenigen Handarbeiten übrig, welche keine Maschinen zu verrichten im Stande sind, die nämlich, welche von dem Schönheitsinn und dem Kunstgeschmack der Frauen würdiges Zeugnis geben.

Wirthschaftsplandereien.

Verbesserte Wiener Kaffeemaschine. Schwerlich hat zur Zeit eine andere Kaffeemaschine eine so allgemeine Verbreitung gefunden als diejenige, welche unter dem Namen Wiener Kaffeemaschine bekannt ist, die auch vom Bazar, bald nach ihrem Erscheinen im Handel, beschriebenen und abgebildet wurde (siehe Bazar, Jahrg. 1869, Seite 19). In der That zeigt die Construction derselben einen bedeutenden Fortschritt gegenüber anderen zur Bereitung eines guten Kaffees bestimmten Apparaten. Man hat eben allgemein erkannt, daß das Kaffeekochen als eine Barbarei gegen den guten Geschmack — nämlich des Kaffeetrankes — anzusehen und allein durch Brähen das volle Aroma der Kaffeebohne zu erhalten ist. Das einfache Aufbrühen des Kaffees hat bekanntlich den Nachtheil, daß der Kaffee nicht gehörig ausgezogen wird; bei der Wiener Kaffeemaschine findet eine wirkliche Extraction (Verdrängung) mittelst kochendem Wasser, das der im Kochgefäß entwickelte Dampf von unten nach oben durch das Kaffeepulver treibt, statt; der Kaffee wird also bedeutend besser ausgezogen als durch bloßes Aufgießen des Wassers. Der Name Kaffee-Extraction-Maschine, unter welchem die Wiener Maschine sich einführt, war daher ein ganz gerechtfertigter. Einen Uebelstand besitzen die bisherigen Wiener Kaffeemaschinen allerdings: sie sind schwer zu reinigen; wenn die Maschine einmal eine Zeitlang nicht in Gebrauch kommt, kann leicht Eisenrost den Innüberzug durchbrechen. Diesen Nachtheil zeigt die verbesserte Wiener Kaffeemaschine nicht. Sie ist in allen ihren Theilen zerlegbar. Der Wasserbehälter (a) liegt bei den alten Maschinen in ein Rohr aus letzterem ist zum Deckel geworden, der sich abschrauben läßt (bei b) so daß das Innere des Behälters leicht zu reinigen ist. Der zur Aufnahme des Kaffeeabfudes bestimmte obere Behälter (c) ist bei den neuen Maschinen aus Porcellan gemacht. An dem trichterartigen Einsatz, mit Siebeinlage (d), in welchen das Kaffeepulver geschüttet wird, sind Veränderungen nicht vorgenommen worden. Der Spiritusbehälter der verbesserten Maschine hat infolgedessen eine Verbesserung erfahren, als er einen durchlöcherigen, offenen Deckel erhielt, der das allzu starke Aufkochen der Spiritusflamme einschränkt, so daß die Flamme durch Auslegen des zweiten Deckels augenblicklich erlischt. Die verbesserte Wiener Kaffeemaschine hat außerdem ein eleganteres Erscheinungsgewand, da das Metall an ihrem oberen Theile ein zierliches Gitter darstellt, durch welches das weiße Porcellan hindurchscheint. Die verbesserte Wiener Kaffeemaschine wird im Magazin des Hoflieferanten C. O. H. Berlin, Hansvoigteplatz 9, vorräthig gehalten; ihr Preis richtet sich nach dem Material, in welchem sie ausgeführt ist und nach ihrer Größe, wie aus nachstehenden Angaben zu ersehen:



Verbesserte Wiener Kaffeemaschine. (Querdurchschnitt.)

Inhalt: 2 4 6 8 10 12 Laffen.
Messing 15 18 24 30 33 36 Mark.
Kupfer 18 21 27 33 36 39
Alfenide 27 33 39 45 51 54

